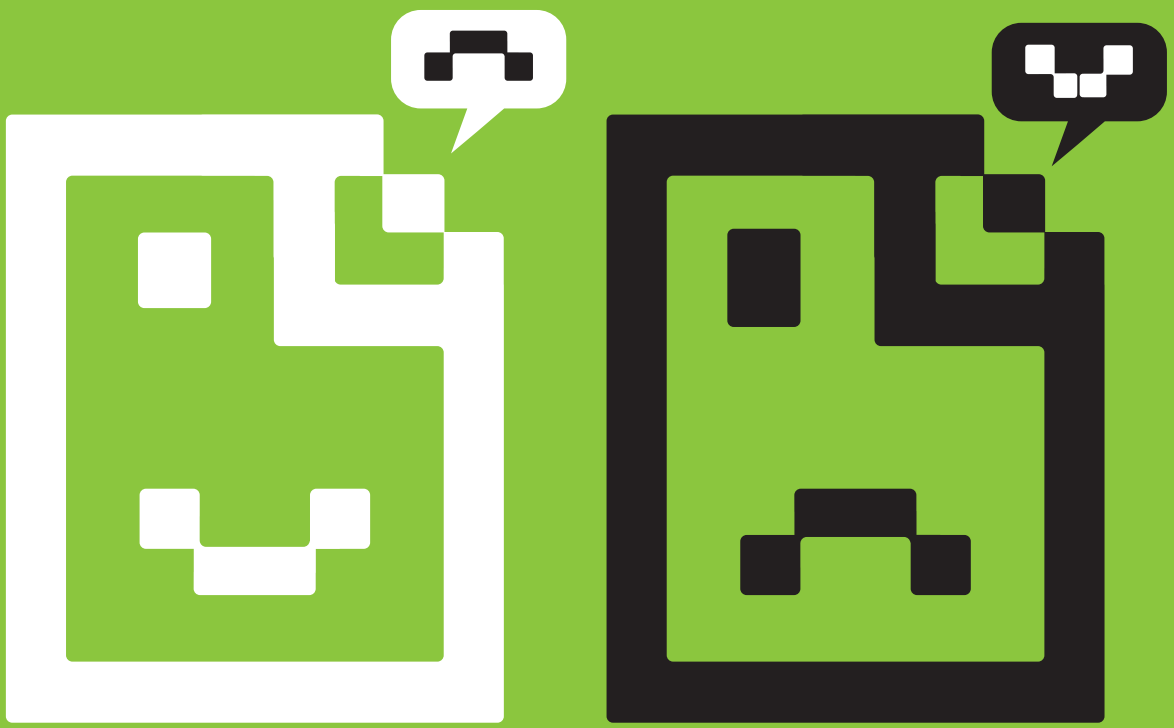
stimme
Zeitschrift der Initiative Minderheiten

95
Sommer 2015
EUR 5,50
ISSN: 2306-9287



Lachen unter Tränen

» Von bösen Witzen, politisch korrektem Humor und Selbstironie

Bezahlte Anzeige

Der Bauch sagt: Respekt ist Kopfsache!

Wien steht für Vielfalt, Gleichberechtigung und Respekt. Gemeinsam arbeiten wir an einer Stadt ohne Rassismus und Diskriminierung. Es liegt an uns, dass Antidiskriminierung und Zivilcourage im Alltag gelebt werden. Setzen wir unsere Vernunft ein, hinterfragen wir unsere vorgefertigten Meinungen und stellen wir uns den Ängsten, die wir mit uns herumtragen. Denn Respekt ist Kopfsache!
Nur zusammen sind wir stark, gemeinsam sind wir Wien.

Alles über Integration und Diversität auf www.integration.wien.at

Wien.
Die Stadt fürs Leben.

MEINE MENSCHENRECHTSSTADTWIEN FÜR ALLE!

WIEN IST VIELFALT. MA 17

StaDt Wien

Inhalt

04 **Aushang**
Kurzmeldungen

05 **Editorial**
Gamze Ongan

06 **Stimmlage**
Mare Nostrum
Hakan Gürses

08–10 **Hundertundsiebzehn**
Eine kurze Anleitung zum jüdischen Witz
Doron Rabinovici

11–12 **Purzelbäume schlagen auf der Wiese des Komischen**
Ein Essay mit alles | Hakan Gürses

13–16 **Über Istanbul nach Almanya und zurück**
Arbeitsmigration im Spiegel der türkischen Satirezeitschriften
Esin Akkaya

17–20 **Gefährliche Beziehungen**
Die türkische Comic-Autorin Ramize Erer im Stimme-Gespräch

21–22 **Lachen als Widerstandsstrategie**
Zur subversiven Macht des queeren Humors
Gin Müller

23–24 **Die Türkei und der Genozid**
Ein Besuch in der Agos-Redaktion in Istanbul
Duygu Özkan

25 **Bildungserfahrungen der Roma & Sinti**
Aufschlüsse aus einer inklusiven Bildungsstudie
Mikael Luciak

26–27 **Groll**
Dumpfer Humor oder scharfer Witz
Erwin Riess

28–29 **Nachlese**
Why should I have come here?
Julia Wiegele

30–31 **Spurensicherung**
Heimatkunde mit Tschuschi
Vida Bakondy

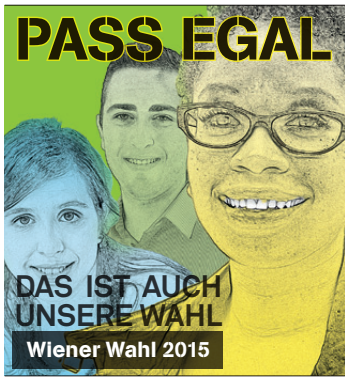
32–33 **Lektüre**
Rezensionen

Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).
Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben,** Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck | Tel.: +43 512 **58 67 83**
Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: **393928681**) | **Gumpendorfer Straße 15/13,** 1060 Wien, Tel.: +43 1 **966 90 01** | **office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at**
Chefredakteurin: **Gamze Ongan**
Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Anita Konrad, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**
Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydoğdu) | **fazz@fazz3.net**
Lektorat: **Marlene Pardeller, Nikolaus Stenitzer | www.zeichenweise.com**
Herstellung (Repro & Druck): **Donau Forum Druck Ges.m.b.H.,** Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | **office@dfd.co.at**
UW785 Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.
Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck
Anzeigen: **Helga Kovrigar** | **office@initiative.minderheiten.at**
Aboservice: **Kai Kovrigar** | **abo@initiative.minderheiten.at**
Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland (für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**
Web: **www.initiative.minderheiten.at | www.zeitschrift-stimme.at**

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.



Wiener Pass-Egal-Wahl 2015

Anlässlich der Wiener Gemeinderats- und Landtagswahlen im Oktober 2015 ruft SOS-Mitmensch erneut zur „Pass-Egal-Wahl" auf.
Schon im September 2013 fand in Österreich eine „Pass-Egal-Wahl" statt. Damals konnten fünf Tage vor der offiziellen Nationalratswahl alle, die in Österreich leben, aber keinen österreichischen Pass besitzen, ihre Stimme abgeben. Die Aktion wurde ein Erfolg. Menschen mit Pässen aus über 66 Ländern folgten dem Aufruf und setzten somit ein starkes Zeichen gegen ihren Ausschluss von Wahlen in Österreich.
Auch von den Wiener Wahlen ist ein Viertel der Wiener Wohnbevölkerung ausgeschlossen. Daher soll gegen diesen Demokratieausschluss erneut ein klares Zeichen gesetzt werden. Bei der großen „Pass-Egal-Wahl" im Oktober 2015 sollen möglichst viele von der Wahl ausgeschlossene Bürger_innen teilnehmen.
Zum Gelingen der Aktion braucht SOS-Mitmensch Mithilfe zur Mobilisierung sowie finanzielle Unterstützung. Gesucht werden mindestens 1000 Unterstützer_innen, die in ihrem Umfeld zur Beteiligung aufrufen, damit viele Betroffene an der Wiener „Pass-Egal-Wahl" 2015 teilnehmen. Darüber hinaus sind 10.000 Euro an Spenden notwendig, damit eine große Wahlaktion abgehalten werden kann.

Für Unterstützung und Spenden:
http://www.sosmitmensch.at/site/petition/petition/9.html

Flüchtlinge willkommen

Eine Initiative zur Vermittlung von leerstehenden WG-Zimmern und sonstigem privaten Wohnraum an Flüchtlinge.
Für eine andere Willkommenskultur in Österreich!

www.fluechtlinge-willkommen.at

DINGE GESUCHT!

Projekt MIGRATION SAMMELN

Im Auftrag der MA 17 für das WIEN MUSEUM

Sind Sie in den letzten 50 Jahren nach Wien gekommen?

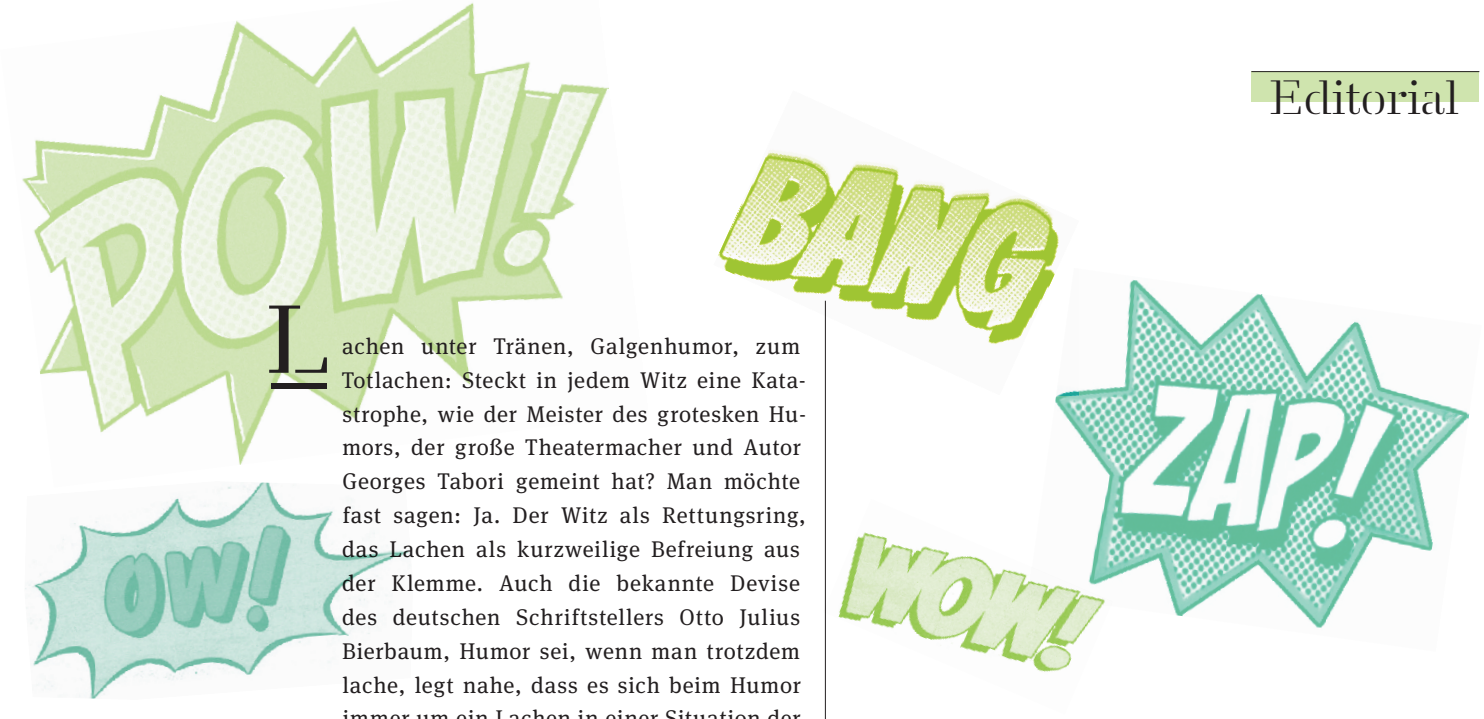
Haben Sie hier Arbeit gesucht? Oder sind Sie als Kind mit den Eltern gekommen?

Wir interessieren uns für Ihre persönliche Geschichte!

Viele Dinge wie z. B. Fotos, Briefe, Erinnerungsstücke erzählen davon, wie Sie Ihr Land verlassen haben, was Sie mitgenommen haben oder wie Ihre Anfangsjahre in Wien waren. Vielleicht haben Sie noch ein Ticket von Ihrer Reise nach Wien, den ersten Bescheid einer österreichischen Behörde oder für Sie persönlich wichtige Gegenstände aus Ihrem Herkunftsland? Das WIEN MUSEUM sammelt Objekte zur Geschichte Wiens und interessiert sich auch für Ihre persönliche Geschichte! Mit Ihren Erzählungen, Fotos und persönlichen Erinnerungsstücken kann das WIEN MUSEUM ein neues, vielfältigeres Bild der Stadt Wien zeigen.

Wir laden Sie herzlich ein, bei diesem Projekt mitzumachen!

Kontakt: Tel.: 0680 246 88 04 | wienmuseum@migrationsammeln.at



Lachen unter Tränen

Lachen unter Tränen, Galgenhumor, zum Totlachen: Steckt in jedem Witz eine Katastrophe, wie der Meister des grotesken Humors, der große Theatermacher und Autor Georges Tabori gemeint hat? Man möchte fast sagen: Ja. Der Witz als Rettungsring, das Lachen als kurzweilige Befreiung aus der Klemme. Auch die bekannte Devise des deutschen Schriftstellers Otto Julius Bierbaum, Humor sei, wenn man trotzdem lache, legt nahe, dass es sich beim Humor immer um ein Lachen in einer Situation der Gefahr oder des Scheiterns handeln muss. Nach diesen Beschreibungen dürfte sich Humor jedoch nicht gegen Dritte richten.

Wir fragten unsere Autor_innen, was der Humor auch sein kann, was er vermag, ob und wann er diskriminiert. Ein Sommerheft über böse Witze, politisch korrekten Humor und Selbstironie.

„Jeder gute Witz hat seine Zeit und seinen Raum“, meint etwa **Doron Rabinovici** und startet mit einer Anleitung zum jüdischem Witz.
Wer darf worüber lachen? Wer entscheidet das? Warum so viel Hass? **Hakan Gürses** formuliert schon zu Beginn seiner Thesen zu Humor die Fragen, die uns spätestens nach dem islamistisch motivierten Terroranschlag auf das französische Satiremagazin *Charlie Hebdo* intensiv beschäftigen.
Esin Akkaya hat die türkischen Satiremagazine durchforstet, um ihre Reaktion auf die Arbeitsmigration ins europäische Ausland zu ermitteln. Sie analysiert anhand von fünf Cartoons die Wahrnehmung der "Gastarbeiter" aus der Perspektive des Entsendelandes.

„Kötü kız“ ist das „böse Mädchen“, Tabubrecherin und freizügige Heldin der türkischen Comicautorin **Ramize Erer,** mit der sie an die Grenzen ihrer Leser_innen geht. **Fatih Aydoğdu** sprach mit ihr über (Männer-)Gewalt und ihre Freundschaft mit **Georges Wolinski,** dem ermordeten Zeichner von *Charlie Hebdo*.
Gin Müller schließlich stellt die Frage nach einem spezifischen queeren Humor und diskutiert dessen subversive Macht.

Dumpfer Humor versus scharfer Witz: **Erwin Riess'** Helden Groll und der Dozent führen einen Disput über Humor bzw. Humorlosigkeit von Minderheiten.
Vida Bakondy entdeckte diesmal Cartoons unseres Kolumnisten **Hakan Gürses** aus dem Jahr 1991. Sie stellt uns Gürses' Comicfigur „Tschuschi“ in ihrem Wiener Alltag zwischen „Multi-Kulti“ und Rassismus vor.

Ende des Humors – zu etwas Ernstem: Am 24. April 2015 wurde weltweit an die bis zu 1,5 Millionen Opfer des Genozids an Armenier_innen gedacht. Die offizelle Türkei wehrt sich jedoch bis heute – auch im 100. Jahr – gegen die Bezeichnungen „Völkermord“ oder „Genozid“. **Duygu Özkan** hat mit **Yetvart Danzikyan,** dem Chefredakteur der türkisch-armenischen Zeitung *Agos* in Istanbul gesprochen.

In eigener Sache
Bis Ende 2015 bekommen Sie die **Stimme** noch zwei Mal, jeweils zu den Themen *Menschenrechte* und *70 Jahre Kriegsende* aus der Sicht von Minderheiten. Damit wir die Seitenzahl und die Qualität weiter in gewohnter Form halten können, sind wir mehr denn je auf Ihre Abo-Beiträge angewiesen. Mit 20 Euro im Jahr können Sie dazu beitragen, dass die **Stimme** auch in den kommenden Jahren bestehen bleibt. Dafür jetzt schon einen ganz herzlichen Dank!

Einen lustigen Sommer mit viel Grund zur Freude wünscht
Gamze Ongan | Chefredakteurin

Hakan Gürses

Mare Nostrum

Urlaub am Mittelmeer – das ist für viele der Inbegriff für Sommer, Sonne und Strand. 21 angrenzende Staaten, sieben große Inseln, verschiedene Inselgruppen und unzählige kleine Inseln bieten mehr oder weniger bekannte Reiseziele für einen Urlaub am Mittelmeer. Die gesamte mediterrane Welt wird von starken Kontrasten geprägt: Ferien in Spanien oder Urlaubswochen in der Türkei, Rundreisen in Marokko oder Studienreisen nach Italien sind nur einige der vielen Möglichkeiten. Wassersport, Kulturdenkmäler, die mediterrane Küche, eine weitgehende Schönwettergarantie sowie viele weitere Faktoren machen das Mittelmeer so attraktiv.

Die italienische Küstenwache und Schiffe des EU-Grenzschutzeinsatzes "Triton" sind wegen einer neuen massiven Flüchtlingswelle im Mittelmeer wieder im Dauereinsatz. Laut den Behörden wurden seit Donnerstag über 5.500 Migranten in Sicherheit gebracht. Dabei handelt es sich um einen der größten Einsätze in diesem Jahr. An Bord eines Schlauchbootes wurden auch 17 Leichen geborgen. Die toten Flüchtlinge waren laut italienischer Marine gemeinsam mit mehreren noch lebenden Migranten auf dem Schlauchboot entdeckt worden.

Interkultureller Austausch, intellektuelle Traditionen und eine früh entwickelte Urbanität haben den Mittelmeerraum zu einem kulturell besonders bedeutsamen Raum werden lassen. Hier wurde die klassische Philosophie entwickelt, Demokratie und Republik erfunden und eine Reihe weltberühmter Bibliotheken und Universitäten gegründet. Auch die schönen Künste und die Architektur waren hier von allen Kulturkreisen stets hoch angesehen und stark gefördert.

Am Freitag waren bei einem großen Rettungseinsatz 4.243 Migranten in Sicherheit gebracht worden, am Samstag kamen weitere 436 gerettete Menschen hinzu, wie die Küstenwache am Sonntag erklärte. Bereits am Donnerstag waren 741 Menschen in Sicherheit gebracht worden.

Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 war Nordafrika von europäischen Mächten vollständig zu Kolonien erklärt worden: Spanien kontrollierte den Rif, Frankreich den restlichen Maghreb, Italien das tripolitanische Gebiet (heute Libyen) und England Ägypten. Nach den Balkankriegen war Albanien entstanden und Bulgarien hatte sich einen Zugang zum Mittelmeer verschafft, den es aber schon 1920 an Griechenland verlieren sollte. Die damals gezogenen Grenzen zwischen den Mittelmeerländern blieben weitgehend bis heute.

Auf einer Mittelmeer Luxus Kreuzfahrt entdecken Sie die Wiege der Götter hautnah. Ob die Amalfi-Küste, die sagenumwobene Inselwelt von Griechenland, das einmalige Flair der Côte d'Azur oder die bunte, architektonische Vielfalt von Barcelona. Dank längerer Liegezeiten und mehr Übernacht-Aufenthalte haben Sie die Möglichkeit die einzelnen Häfen auf Ihrer Mittelmeer Luxus-Kreuzfahrt hautnah zu erleben.

Seit Jänner sind vor Europa schon mehr als 3.400 Menschen beim Versuch gestorben, der Gewalt und der Armut in ihrer Heimat zu entkommen. Insgesamt wagten laut den am Mittwoch veröffentlichten UNO-Zahlen heuer bereits über 200.000 Flüchtlinge den Weg über das Mittelmeer. Das ist ein historischer Rekord.

In der Stadt Salzburg wurde die Zeltnotunterkunft auf dem Sportplatz bei der Polizeidirektion am Wochenende noch einmal ausgebaut. Am Vormittag wurden sechs zusätzliche Zelte für die Flüchtlinge aufgestellt. Damit stehen in der Alpenstraße jetzt 30 Zelte – für maximal 240 Flüchtlinge.

„Die FPÖ hat gestern im Burgenland und der Steiermark das jeweils historisch beste Ergebnis in ihrer Geschichte erzielt“, betonte Strache. „So stark waren wir noch nie in diesen beiden Bundesländern.“ [...] „Ich habe ja vor den Wahlen schon angekündigt, dass die FPÖ heuer Geschichte schreiben wird“, erinnerte Strache. „Und das hat sich bewahrheitet.“ Mit den gestrigen Wahlen sei die FPÖ endgültig zur sozialen Volkspartei geworden.

Alle Textausschnitte aus:
http://www.airberlinholidays.com/reisen/urlaub-am-mittelmeer.html (Stand: 2.6.2015)

http://derstandard.at/2000016696814/4600-Fluechtlinge-im-Mittelmeer-gerettet-17-Leichen-geborgen (Stand: 31.5.2015)

http://de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_des_Mittelmeerraumes (Stand: 2.6.2015)

http://de.wikipedia.org/wiki/Mittelmeerraum (Stand: 2.6.2015)

http://www.azamaraclubcruises.at/mittelmeer-kreuzfahrt.htm (Stand: 2.6.2015)

http://orf.at/stories/2257030 (Stand: 2.6.2015)

http://salzburg.orf.at/news/stories/2713916/ (Stand: 1.6.2015)

http://www.ots.at/presseaussendung/OTS_20150601_OTS0121/strache-zu-landtagswahlen-fpoe-ist-soziale-volkspartei (Stand: 1.6.2015)

Lachen unter Tränen

Doron Rabinovici

Hundertundsiebzehn

Oder Eine kurze Anleitung zum jüdischen Witz

Einige Witze werden **Sie** nie erzählen können; wieder andere sollten in bestimmten Runden unterbleiben, manche immer und überall. Fügen Sie sich diesem Schicksal. Jeder gute Witz kennt seine Zeit und seinen Raum.

Kennen Sie den? Auf einer Zugreise setzt sich ein Jude zu einer Gruppe orthodoxer Talmudschüler. Plötzlich sagt einer von ihnen: „Fünfundzwanzig“, und alle lachen. Der nächste ruft: „Siebenundvierzig“, und die Chassiden prusten, ja brüllen vor Gelächter. Ein anderer sagt: „Dreihundertachtzig“, und wiederum johlen alle, bloß der Reisende versteht nicht, was geschieht; er fragt: „Was soll das? Seid ihr vollkommen meschugge geworden?“ Da erklärt ihm sein Nachbar: „Wir erzählen einander Witze. Aber da wir bereits alle kennen, gelangt niemand bis zum Ende, weil die anderen sagen: ‚Den kenn ich schon, aber in einer besseren Variante.‘ Also haben wir beschlossen, die Witze durchzunummerieren und bloß die Zahlen aufzurufen.“ – „Was für eine großartige Idee“, meint der Neuling: „Gebt mir die Liste.“ – Sie machen weiter. „Dreiundfünfzig“, sagt einer, und wieder Gelächter. „Zwanzig“, neuerlich Lachen. Die Reihe kommt an den Neuen. Er ruft: „Hundertundsiebzehn“, aber keiner lacht. Alles bleibt stumm. „Hundertundsiebzehn! Hundertsiebzehn, das ist doch ein wunderbarer Witz.“ – „Gewiss“, meint sein Nachbar: „Ein wunderbarer Witz, aber … erzählen muss man ihn können.“

Dieser alte jüdische Witz offenbart eine tiefe Weisheit, denn jede Pointe hängt davon ab, wer sie wie erzählt; und wem; und wann. Wird diese Wahrheit nicht beachtet, kann unversehens der jüdische Witz zum Judenwitz geraten, zur antisemitischen Zote. Jüdischer Humor ist das Lachen über sich selbst und nicht der Spott über die anderen. Im Gegenteil, der Witz ist der Widerstand gegen den Hohn, weil er der Erniedrigung zuvorkommt, indem er dem Zynismus mit Ironie begegnet. Kein Stammtischgegröle gegen das Fremde soll aufgerufen werden. Der jüdische Humor ist keine Mordshetz.

Darum bitte ich Sie höflichst, folgende Anleitungen zu beachten, falls Sie denn einen jüdischen Witz erzählen wollen. Vermeiden Sie es, im heiteren Ton jene Ressentiments wiederzugeben, die im Ernst nicht

Tabubrüche am laufenden Band: die Comic-Autorin und Cartoonistin **Ramize Erer** über böse Mädchen, Sätze ohne „aber“ und ihren ermordeten Schutzengel **Georges Wolinski**.

auf Seite 17

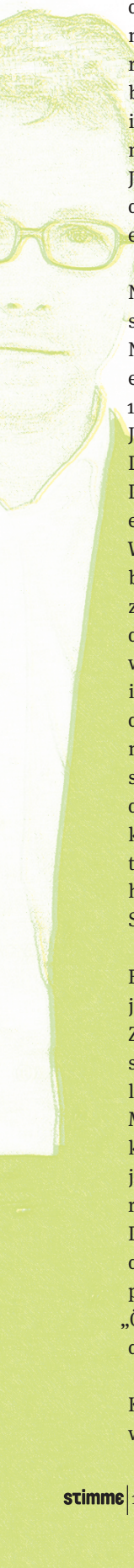
mehr gesagt werden dürfen. Hüten Sie sich insbesondere vor Witzen, die Hans Weigel in seinem Buch „Ma derf schon“ präsentierte; genießen Sie, was Friedrich Torberg in seiner „Tante Jolesch“ zum Besten gab. Versuchen Sie zudem nie Jiddisch zu sprechen, wenn Sie es nicht beherrschen. Jiddeln hat mit der jiddischen Sprache nichts zu tun; sie ist deren Verballhornung. Antisemiten jiddeln. Unterlassen Sie das stereotype Händereiben, wenn Sie einen Juden nachzuahmen vermeinen; Ihr Gegenüber könnte sonst glauben, Sie litten unter einer ansteckenden Hautkrankheit. Überschütten Sie Juden nicht mit ihrer reichhaltigen Sammlung jüdischer Witze, um sich ihnen anzubiedern.

Einige Witze werden Sie nie erzählen können; wieder andere sollten in bestimmten Runden unterbleiben, manche immer und überall. Fügen Sie sich diesem Schicksal. Jeder gute Witz kennt seine Zeit und seinen Raum. Finden Sie ihm den rechten Platz, damit er nicht verkümmert; damit seine Pointe in uns nachklingen kann. Flechten Sie ihn ein. Mit einem Apropos. Die Beiläufigkeit garantiert den Beifall, und was bisher übersehen wurde, gerät mit einem Mal in den Brennpunkt unseres Blickes. Zu viele Details schmälern den Effekt. Weniger ist mehr. Meist ist es besser, einen jüdischen Witz zu erzählen, als wäre er ein britischer. Mit leisem Understatement. Der Witz lauert uns auf und entlarvt unseren blinden Fleck. Übertreiben Sie nicht, sonst scheuchen Sie das Publikum auf. Es gilt, die Zuhörer zu verblüffen. Sigmund Freud deutete den Witz als Offenbarung des Unbewussten, als Einbekenntnis unserer verborgensten Wünsche. Freud mochte etwa diesen ganz kurzen Witz: Sagt ein alter Mann zu seiner Frau: „Wenn einer von uns beiden stirbt, fahr ich nach Amerika.“

Nun zu einer kleinen wissenschaftlichen Erkenntnis, von der bloß wenige Menschen zu wissen scheinen. Die Pointe des Witzes, in Englisch „punch line“ genannt, gehört unbedingt an den Schluss. Nicht gut macht sich also die Frage: „Kennen Sie den, wo der eine meint: ‚Hundertundsiebzehn ist doch ein guter Witz‘ und der andere antwortet: ‚Gewiss, aber erzählen muss man ihn können?‘ Kennen Sie nicht? Na, dann hören sie mal.“ Solch ein Erzählen erinnert an vorzeitigen Samenerguss.

Nicht viel besser wirkt es, wenn Sie sich an alle Anweisungen und jede Einzelheit des Witzes erinnern, bloß nicht an das Ende. Noch schlimmer, Sie erzählen den Witz, vergessen jedoch irgendwelche entscheidenden Kleinigkeiten, beginnen von neuem und sagen nach vier Anläufen und fünfzehn Minuten: „Eigentlich ist der Witz ohnehin nicht so gut.“
Die Geschichte von den Reisenden im Zug, die sich Nummern zurufen, erinnert uns daran, dass das Zählen dem Erzählen innewohnt. Der Erfolg eines Witzes unterliegt mathematischen Gesetzen. Gefragt ist Rhythmik und musikalisches Gespür. Walken Sie eine Pointe nie aus.
Übrigens, der jüdische Humor ist kein museales Objekt ohne Relevanz für die Gegenwart. Ansonsten könnten wir über ihn nicht mehr lachen. Lustig ist, was unser Dasein berührt. Der jüdische Witz entwickelt sich weiter, und jede Anekdote kehrt in verschiedenen Varianten wieder. Mit einem Mal verändert sich die Aussage eines Scherzes. Mehr noch, die neue Wendung nimmt auf eine alte Pointe Bezug.
Nehmen wir etwa den über unseren Reisenden im Zug. Für diesen alten Witz existiert eine moderne Fortsetzung. Die Reisegesellschaft unterhält sich weiter. Wieder ruft einer: „Achtundvierzig“, und alle lachen. Dann sagt wer: „Dreiundneunzig“, und neuerlich Gelächter. Darauf sagt der nächste: „Siebenundsechzig“, und plötzlich prusten und johlen alle los, wie nie zuvor, sie schlagen sich auf die Schenkel; dem Ältesten fällt dabei das Gebiss aus dem Mund; alle taumeln vor Freude, bis der ganze Waggon zu schaukeln beginnt. Da fragt der Reisende: „Was ist denn jetzt wieder mit Euch los?“ Darauf sein Nachbar: „Nu, den haben wir noch nicht gekannt!“

Dieser Witz feiert nicht bloß die Lust am Unsinn, sondern gründet auf seinem älteren Vorgänger, indem er ihn widerlegt. Es kommt doch nicht bloß darauf an, wie ein Witz erzählt wird, denn die fertige Nummernliste existiert nicht. Worüber wir morgen lachen werden, ist nicht berechenbar. Jeder neue Witz macht wie eine Siegesnachricht die Runde. Der jüdische Witz widersteht allen Versuchen, ihn für tot zu erklären.
Eine Religion, die sich dem Wort verschrieben hat, mag zu Witzen neigen. Das Ghetto zwang zu Ironie, doch die Kraft des jüdischen Witzes



liegt nicht bloß im Vermächtnis der Vergangenheit. Über einen Humor, der nur jüdische Traditionen wiedergibt, könnte niemand lachen, denn die Nichtjuden verstünden ihn nicht, und die Juden würden ihn bereits kennen. Der jüdische Witz, ob bei Woody Allen oder Phillip Roth, ist modern und universell, weil die meisten in unserer Zivilisation, ob Juden oder Nichtjuden, erfahren, dass wir immer auch ein anderer, ein Fremder sind.

Nichts und niemand bleibt im jüdischen Humor tabu. Selbst über die Nazis kann gelacht werden. Hält ein Gestapo-Beamter einen Mann 1941 auf der Straße an, zeigt auf den Judenstern und fragt: „Jude, was?“ – Darauf der andere: „Nona, Sheriff.“ Das Lachen über die Mörder bleibt einem im Halse stecken, doch der Witz ist ein Triumph über das Verbrechen. Sagt ein SS-Mann im Lager zu einem Häftling: „Jude, ich geb dir eine Chance. Wenn du errätst, welches meiner Augen nicht echt ist, lass ich dich leben. Aber Obacht; das Künstliche ist von meinem eigenen nicht zu unterscheiden. Deutsche Präzisionsarbeit!“ Der Jude denkt nach und sagt dann: „Das linke ist das falsche.“ – „Woher wusstest du“, staunt der SS-Mann. – „Es hat so einen gütigen, menschlichen Schimmer.“

Berühmt sind die Witze über die jiddische Mame. Solange sie das Zentrum der Großfamilie im Schtetl sein musste, war sie mächtig, nicht lächerlich. Erst in der Großstadt der Moderne erschien ihre Fürsorglichkeit absurd und grotesk. Klassisch jener Witz, in dem eine Frau mit ihrem Kind einen Psychiater aufsucht. Der Doktor sagt: „Tut mir leid, Gnädigste, aber ihr Sohn hat einen Ödipuskomplex.“ – Darauf die Mutter: „Ödipus, Schmödipus; Hauptsach, das Kind hat die Mame lieb.“

Kennen Sie alle vier Belege, die beweisen, dass Jesus Jude war? Nicht? Erstens lebte er bis zu seinem dreiunddreißigsten Lebensjahr im Hause seiner Eltern; zweitens übernahm er das Geschäft seines Vaters; drittens glaubte seine Mutter zeit ihres Lebens, er sei Gott; und viertens glaubte er zeit seines Lebens, seine Mutter sei eine Jungfrau.

In letzter Zeit wurden die Witze über die jiddische Mame boshafter. Besonders in Amerika. Etwa folgender, ein Telefongespräch. Die verheiratete Tochter meldet sich: „Hallo, Mame?“ – „Surele, wie geht es dir?“ – „Nicht gut, Mame. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich muss heute im Verein einen Vortrag halten. In einer Stunde kommen die Kinder von der Schule; ich muss ihnen das Essen machen, und um drei kommt der Vorstand zum Tee, ich soll doch die Rede vorbereiten. Um vier wollen die Kinder eine Jause. Ich weiß nicht, was tun.“ – „Surele, reg dich nicht auf. Ich nehme einen Bus in die City, fahre drei Stationen, nehme eine Tram, fahre zwanzig Stationen, steig um in die Subway, fahre zehn Stationen, gehe fünf Meilen zu Fuß, und schon bin ich bei dir. Dann mache ich das Essen für die Kinder; mache den Tee für die Vorstandsdamen. Du kannst deinen Vortrag schreiben, ich mache die Jause für die Kinder und sogar ein Dinner für Steve. Dein Mann Steve liebt doch mein Essen.“ – „Aber Mame, mein Mann heißt doch gar nicht Steve, sondern Bill. – Ist das 533533?“ – „Nein, das ist 355355.“ – … – „Heißt das Mame, dass du nicht kommst?“

Modern auch dieser Witz. Wissen Sie, was der Unterschied ist zwischen einer jüdischen und einer italienischen Mutter? Die italienische Mama sagt: „Wenn du die Spaghetti nicht aufisst, bring ich dich um“ und die jiddische Mame sagt: „Wenn du die Kigel nicht aufisst, bring ich mich um.“

Und was ist der Unterschied zwischen einer jiddischen Mame und einem Terroristen? Nun, mit Terroristen kann man verhandeln.

Der jüdische Witz lebt, ob in Tel Aviv, New York oder Oslo. In Anthologien werden seine einzelnen Erscheinungsformen dargestellt. Ich entsinne mich einer Ausgabe der Brüssler jüdischen Zeitschrift „Regard“, die sich der jiddischen Mame widmete. Jeder Journalist versuchte seine Kollegen mit einschlägigen Anekdoten und Witzen zu überbieten. Bloß der Chefredakteur, der geistreiche David Süßkind, enthielt sich der Aufgabe und entschuldigte sich, dass er nichts Lustiges über seine Mutter mitzuteilen wisse, denn das letzte Mal sah er sie als Junge in einem Viehwaggon. Auf einem Bahnhof in Polen.

So lautet das Editorial des jüdischen Humors, das Impressum der schalkhaften Impressionen. Vielleicht kann einen jüdischen Witz besonders gut erzählen, bloß wer bei allem Lachen über Grün und Blau, über Chassiden und die jiddische Mame zuweilen denken muss an den kleinen David Süßkind und seine Mutter.

Das Lachen ist ein Triumph. „Josef, bringen Sie mir einen Tee und den ‚Völkischen Beobachter‘, bittet ein Jude 1946 im Kaffeehaus. Darauf der Ober: „Aber gnädiger Herr, ich habe Ihnen doch schon hundert Mal gesagt, den Völkischen Beobachter gibt es nicht mehr.“ – „Ich weiß“, meint der Jude: „Aber ich kann’s nicht oft genug hören.“

Ja, es kann nicht oft genug gesagt und gehört werden; der jüdische Witz lebt. Deshalb meine Bitte, killen Sie ihn nicht.

Aus: Doron Rabinovici, Credo und Credit. Einmischungen. S. 61 - 66.
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2001. Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin.

Doron Rabinovici lebt als Schriftsteller, Essayist und Historiker in Wien.

Hakan Gürses

Purzelbäume schlagen auf der Wiese des Komischen

Wer darf worüber lachen? Wer entscheidet das? Warum so viel Hass? – Ein Essay mit alles.

Stellen wir uns folgende Szene vor: Ich sitze unter politisch bewegten Kolleg_innen und fange einen Witz mit den Worten „Geht eine Blondine zum Frauenarzt …“ an. Böse Blicke wären wohl die netteste, sofort zu erwartende Reaktion. Erzähle ich hingegen folgenden Witz, würde ich höchstwahrscheinlich von denselben Leuten Schenkel- und Schulterklopfen ernten: „Ein Neonazi steht an der Oder und wirft Steine ins Wasser – warum? Weil auf einer Tafel daneben steht: Deutsche Werft.“

Worin besteht der Unterschied zwischen den beiden Witzen? Meine Antwort lautet: Ich ahne es, aber die Erklärung ist so einfach, dass sie fast schon enttäuschend wäre. Um diese naheliegende Enttäuschung zumindest ein wenig schmackhaft zu machen, will ich im Folgenden drei Thesen formulieren, die um zwei Probleme Purzelbäume schlagen, ohne sie zu lösen: Kann es einen (auch latent oder potenziell) nicht-diskriminierenden Humor geben? Darf (nebst Herrschenden auch) über Subalterne – hier Minderheiten – gelacht werden?

These 1: Humortheorien setzen an der Funktion an

Im Zentrum von Umberto Ecos Roman *Der Name der Rose* steht das zweite Buch der *Poetik* von Aristoteles, das von der Komödie handelte und als verschollen gilt. Der blinde Mönch Jorge von Burgos bestreicht einzelne Seiten des angeblich einzig erhaltenen Exemplars des Buches mit Gift, um die negative Bewertung des Lachens in der vorherrschenden christlichen Lehre nicht durch unbefugte Lektüre zu gefährden. Denn Aristoteles räume der Komödie eine durchaus positive Funktion ein.

Da es eben kein Exemplar von diesem zweiten Buch gibt, werden wir wohl nie erfahren können, wie Aristoteles das Lachen und die Komödie wirklich im Detail beschrieben hätte. Einige Passagen dazu enthält jedoch das – erhaltene – erste Buch der *Poetik:* Komödie ist demnach, im Gegensatz zur Tragödie die *Katharsis* auslöst und somit (wie wir heute sagen würden) „emotionalen Ausgleich“ schafft, kein affektiv nützliches Unternehmen. Sie hat dafür einen anderen Nutzen: Das Lächerliche stellt eine Abweichung vom Richtigen und Schönen dar und zeigt via Negation die Norm an – dadurch auch die ethischen Grenzen.

Im Kern unterscheidet sich diese Lehre kaum vom Rest der früheren und späteren Ästhetiken: Ob es nun um Komödie oder Tragödie geht, ob Philosophen (wie Platon) die Kunst für nutzlos oder (wie Aristoteles) für nützlich halten – Kunstinterpretation (Kunsttheorie) ist letztlich eine „Rache des Intellekts an der Kunst“, ja an der Welt, wie Susan Sontag einst schrieb. Denn Theorien über Kunst setzen gewöhnlich an deren *Funktion* an. Je „sozial engagierter“, desto funktionalistischer die Kunsttheorie. Dies gilt umso eher für Theorien, die auf Humor und Komik gerichtet sind, und am ehesten für den Humor mit Bezug auf soziale Gruppen, also für exponierte Komik. Die Funktionsfrage stellt sich vor allem für jenen Bereich des Komischen, der am meisten problematisiert wird: die Karikatur, insbesondere: den Comic. Sollten demnächst Comicheften und Karikaturbänden Beipackzettel mit Gebrauchsanweisungen zur kritischen Lektüre und Dekonstruktion beiliegen, würde mich dies keineswegs wundern.

These 2: Humor ist der Landvermesser der geltenden Moral

Aristoteles wirkt unterdessen nach. Humor dient der Vermessung des moralischen Terrains, und dies in zweierlei Hinsicht: als Bestätigung von Faktizität und als Aufzeigen von Geltung.
Einerseits ertasten wir mit Hilfe des Komischen, was erlaubt ist und was

nicht. So etwa im alltäglichen Experiment: Die Reaktionen auf einen Witz, den wir in verschiedenen Bekanntenkreisen erzählen, machen uns deutlich, wo die Grenzen des Moralischen für den jeweiligen Kreis (und in Summe für die Gesellschaft) liegen. Sie zeigen uns, was als *gut* gilt und was als *böse*. Aufschluss über die *Vorstellung* von Machtverhältnissen bekommen wir auch durch diese Reaktionen: Wer gilt als Täter_in, wer als Opfer? Wer „hat" in den Augen unserer Mitmenschen Macht, und wer ist „ohnmächtig"?

Humor ist ein zweischneidiges Schwert: Er kann kritisch sein, wenn er sich gegen Herrschende richtet. Er kann aber rassistisch, sexistisch oder homophob sein, wenn er sich gegen Subalterne richtet. Humorerfahrung ist quasi ein pädagogisches Hilfsmittel, die geltende Moral zu erlernen und zu internalisieren. (Schon Freud sagte ja, der Humor verhalte sich gegenüber der eigenen Person wie die Eltern zum Kind. Oder: wie das Über-Ich zum Ich.)

Fließend ist der Übergang zu der anderen moralischen Grenzfunktion der Komik: Sie macht deutlich, insbesondere in historischer Retrospektive, dass es sich dabei um *moralische* Grenzen handelt, die entlang von Normen gezogen werden; sie manifestiert uns auch, wie sich diese Grenzen im Laufe der Zeit verschoben haben. Die in den 1960er Jahren besonders beliebten Karikaturen über Kannibalen, die an ihrer Nase lustige Knochen trugen und in Riesentöpfen europäische Missionare zu Gulasch verkochten, sind heute verpönt – und dies nicht nur in „politisch korrekten" Medien. Dafür diskutieren wir über die Freiheit, Mohammed karikieren zu dürfen.

Kann es sein, dass Humor nicht nur der Landvermesser der Moral ist, sondern durchaus auch eine treibende Kraft beim Verschieben ihrer Grenzen? Wenn wir an die kritische Funktion der – sanktionierten, also „guten" – Karikatur, Herrschende ins Lächerliche zu ziehen, denken, ist diese Frage zu bejahen: Karikaturen sind ja schließlich ein Teil der „Bildpolitiken", eines Schauplatzes politischer Kämpfe (die übrigens das Thema des letzten Stimme-Heftes bildeten).

These 3: Humor ist ein Bereich widersprüchlicher Doppeldeutigkeiten

Dem Humor wohnt eine Doppeldeutigkeit inne, von der ich bereits gesprochen habe: Er kann gut oder böse sein, je nachdem, ob er für Schwache oder gegen sie eingesetzt wird. Es gibt eine weitere Facette dieser Doppeldeutigkeit: die Frage der Alterität.

Der Humor, dessen Gegenstand die eigene Person ausmacht, unterscheidet sich vom Lachen über andere. Bereits im *homerisches Gelächter* genannten Affekt begegnen wir dem Problem der Alterität: Unaufhörlich und übermäßig laut lachen die Götter über Hephaistos, den seine Frau Aphrodite mit Ares betrogen hat. Sie lachen über ihn (durchaus auch über die beiden von ihm ertappten und gefesselten Ehebrecher_innen), somit über einen aus ihrer Mitte, also gewissermaßen über sich selbst. Zugleich aber lachen sie über einen „lahmen und hässlichen Gott", der sich durch diese Körpereigenschaften von anderen Göttern unterscheidet.

Sigmund Freud betont diesen Unterschied zwischen dem Lachen über etwa humorvoll erzählte literarische Personen und dem Humor eines Delinquenten, der am Montag zum Galgen geführt wird und sagt: „Na, die Woche fängt gut an." Zwei historische Figuren hat der Philologe Murat Belge zur plastischen Darlegung dieser Ambiguität miteinander verglichen: den europäischen Hofnarren in der Renaissance und den *Dalkavuk* (wörtlich mit „Schmeichler" zu übersetzen) am Osmanischen Hof: Ersterer motiviert die Hofleute dazu, über sich selbst zu lachen, hingegen lebt die Komik des *Dalkavuk* davon, sich über die Schwächen anderer lustig zu machen. Murat Belge schließt aus diesen beiden – durch verschiedene Verbotspolitiken verursachten – Humortraditionen, dass erstere das kritische Denken begünstigt habe, letztere wiederum das Gegenteil.

Haben wir nun die Grenzlinie gefunden, die uns aus diesem Labyrinth der widersprüchlichen Funktionen von Humor hinausfinden hilft? Also: Lachen über sich selbst = guter Humor, Lachen über andere = böser Humor? Wohl kaum! Denn diese Gleichung geht leider, zusammengenommen mit der oben formulierten (Humor gegen Herrschende = gut, Humor gegen Minderheiten = böse), nicht auf. Die obige Gleichung schließt zwar nicht aus, dass ich über „mich/uns" (als Minderheit, als Gruppe von Diskriminierten, als Subalterne) lachen kann, der springende Punkt ist aber, dass *andere* über „mich/uns" *nicht* lachen dürfen, während ich über *sie* lachen darf, ja im Sinne der Sozialkritik lachen *soll!* Um wohl dies zu betonen, schreiben „wir" sogar das entsprechende Wort für Alterität unterschiedlich: *sie* normal (andere), *uns* groß (Andere).

Ich weiß, dieser Text ist eine einzige Baustelle. Dennoch verlasse ich ihn, ohne fertiggestellte Lösungen und eindeutige Antworten zu hinterlegen. Nur so viel scheint für mich evident zu sein: Humor, der kritisch sein will und an moralischen Grenzen sowie „Bildpolitiken" herumschiebt, wird immer irgendeine soziale Gruppe diskriminieren. Empörung gehört aber nicht zum Humor selbst, sondern sie ist ein anderes politisches Mittel.

Übrigens: Habe ich den schon erzählt …

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.

Esin Akkaya

Über Istanbul nach Almanya und zurück

Arbeitsmigration im Spiegel der türkischen Satirezeitschriften

Der grafische Humor im Allgemeinen und Satiremagazine im Besonderen haben im kulturellen und politischen Leben der Türkei eine lange Tradition, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreicht. Insbesondere seit den frühen 1970er Jahren sind Satirezeitschriften aus der Populärkultur des Landes nicht mehr wegzudenken.
Zur humoristischen Auseinandersetzung mit der Arbeitsmigration in Karikaturen.

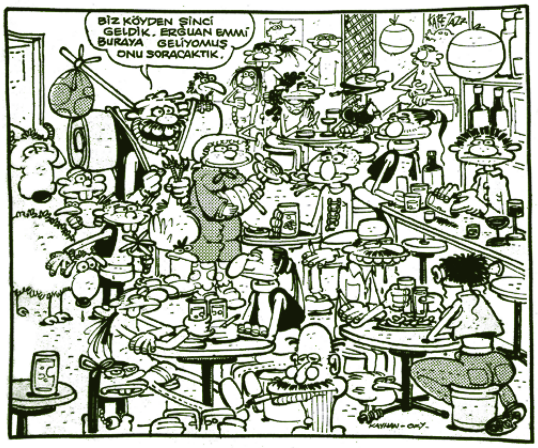
Tagespolitik auf den Titelblättern von türkischen Satiremagazinen [1950er bis 1980er Jahre]

Eine klassische wöchentliche Satirezeitschrift in der Türkei umfasst 16 Seiten und wird auf stark holzhaltigem Papier gedruckt, um möglichst niedrige Produktionskosten zu gewährleisten. Somit ist sie auch vor allem für junge Leute erschwinglich, die zu den HauptleserInnen gehören. Mit einem Altersdurchschnitt von 29,2 Jahren gehört die Bevölkerung der Türkei zu den Jüngsten Europas (das EU-Durchschnittsalter lag 2013 bei 41,9 Jahren). Es ist daher auch kein Wunder, dass die Satirezeitschriften zeitweise weit höhere Verkaufszahlen erzielen als alle anderen Magazine im Land zusammen.

Der Inhalt dieser Zeitschriften besteht aus Karikaturen, Comicstrips, gesellschaftskritischen, satirischen Texten und manchmal auch Kurzgeschichten. Diese beziehen sich auf die politische und gesellschaftliche Berichterstattung und reagieren entsprechend unmittelbar auf das Zeitgeschehen. Somit spiegeln sie aktuelle gesellschaftliche und soziale Auseinandersetzungen wider, während sie unterhalten.

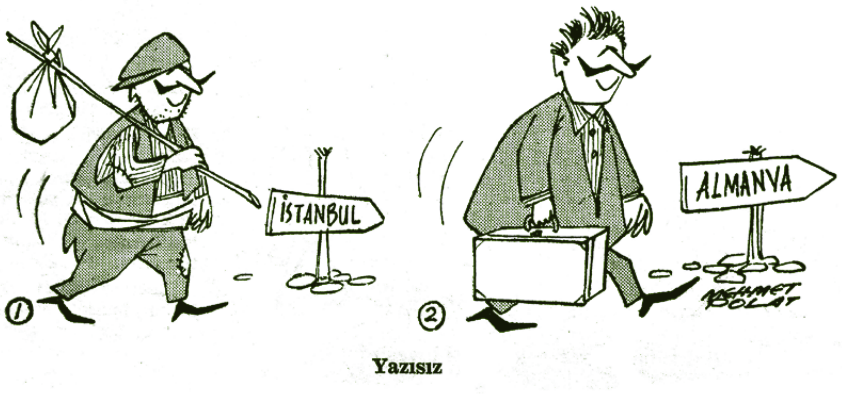
Die Reaktion auf das Zeitgeschehen ist teilweise reflexartig, aber andererseits auch analytisch reflexiv. Die Bezugnahme auf die aktuellen Ereignisse aus Politik und Gesellschaft hält die Zeitschriften am Puls der Zeit. Durch Karikaturen, die mit einprägsamen Darstellungen leicht konsumierbare Botschaften vermitteln, werden gesellschaftliche Stereotypen sichtbar gemacht, verbreitet, verfestigt, aber auch geändert.

In diesen prägenden Zeitschriften der Jugend- und Populärkultur finden sich naturgemäß auch die Themen Binnen- und transnationale Arbeitsmigration: Diese Verbindung ist Gegenstand meiner Dissertation an der Akademie der bildenden Künste Wien, die sich u. a. mit Stereotypen und Botschaften in der „Migrationskarikatur“ und deren Wandel beschäftigt.



„Wir sind gerade aus dem Dorf gekommen und suchen Onkel Erguan, der hier Stammgast sein soll."

[1] Kayhan und Okyay, Avni, 9.6.1990.



Ohne Text
[Tafel 1: Istanbul, Tafel 2: Deutschland]

[2] Mehmet Polat, Akbaba, 30.1.1964

In den 1950er Jahren – noch lange vor Beginn der staatlich regulierten Entsendung von Arbeitskräften in das europäische Ausland – begann in der Türkei die Zuwanderung aus den ländlichen Regionen in die Großstädte. Die wichtigsten Auslöser dieser massiven Binnenmigration waren – wie in vielen anderen Entwicklungsländern auch – die Rückständigkeit und Armut auf dem Land, mangelnde Investitionen in die Landwirtschaft und ein rapides Bevölkerungswachstum. Die Großstadt in den Karikaturen ist immer Istanbul. „Das Pflaster Istanbuls ist aus Gold", hieß die oft beschworene Devise, die etliche Menschen aus Anatolien dorthin lockte.

Viele der Zeichner und Zeichnerinnen, die zum großen Erfolg der Satiremagazine in den 1970er und 80er Jahren beigetragen haben, haben selbst (Binnen-)Migrationshintergrund. Sie wuchsen zwar in den Großstädten auf, allerdings noch unter der Dominanz der dörflichen Kultur ihrer Eltern. Aus der gemischt-kulturellen Prägung dieser Generation entwickelte sich eine neue humoristische Auffassung. Die Unterschiede und Widersprüche zwischen dem Dorfleben und dem Leben in der Metropole, die gestörte Kommunikation zwischen den eingesessenen GroßstädterInnen und den Neuankömmlingen bzw. den Menschen aus den Vororten trugen ebenso zur Entstehung eines neuartigen Humors bei. Im Folgenden stelle ich exemplarisch fünf Karikaturen aus türkischen Satirezeitschriften vor und versuche aufzuzeigen, wie die Satire auf die Migration innerhalb und aus der Türkei reagiert hat.

In der ersten Karikatur aus dem Jahr 1990, erschienen in der Zeitschrift *Avni*, geht es um Binnenmigration. Wir sehen eine vierköpfige Familie in ländlicher Kleidung, wie sie in eine Bar in einer Großstadt hineinplatzt.
Der Vater trägt auf seinen Schultern eine Matratze und ein Bündel: Symbole der Migration. In seiner linken Hand hält er einen Hahn. Auf der Matratze sitzt ein Vogel. Seine Frau trägt ein Neugeborenes. Der Bub links von seinem Vater greift mit einer Hand nach einem Schaf und trägt in der anderen eine Topfpflanze. Der zweite Bub hinter ihm hat ein Huhn im Schoß. Links hinten ragt eine Kuh ins Bild hinein. Alle vier lächeln freundlich. Sämtliche Tische in der Bar sind besetzt. Männer und Frauen mit Drinks in den Händen unterhalten sich, manche schauen desinteressiert zu. Der Familienvater erklärt ihr Auftauchen mit einem verlegenen Lächeln:
„Wir sind gerade aus dem Dorf gekommen und suchen Onkel Erguan, der hier Stammgast sein soll."
Die Überschaubarkeit des dörflichen Lebens wird hier der Anonymität der Großstadt gegenübergestellt. Welten prallen aufeinander.

Die Arbeitsmigration aus der Türkei in die europäischen Industrieländer wird ab den 1960er Jahren vereinzelt karikiert. Die führende Satirezeitschrift dieser Zeit ist *Akbaba* (dt. „Der Geier"). Das Blatt erscheint mit Unterbrechungen von 1922 bis 1977 und ist die langlebigste humoristische Zeitschrift der türkischen Pressegeschichte.

In der zweiten Karikatur aus *Akbaba* (1964) taucht Istanbul als Zwischenstation auf dem Weg nach Deutschland auf. Die erste Etappe der Auswanderung in ein europäisches Land führte die zukünftigen „Gastarbeiter" nach Istanbul. Der durch das Leben in der Metropole bewirkte mentale Veränderungsschub, die Anpassung der Moral-, Sitten- und Verhaltensvorstellungen an die komplexe soziale Struktur der Großstadt wird hier einfach, aber bestimmt beschrieben.

Links im Bild geht ein Mann in ländlicher Bekleidung Richtung Istanbul. Seine Pumphose, Weste und Kappe aus dem gleichem Stoff und die Bauchbinde sind Bestandteile der Volkstracht. Allerdings sind diese mit Flicken übersät. Er trägt ein Bündel und ist unrasiert: Ein armer Mann vom Land.

Bildüberschrift: Das Außenhandelsdefizit der Türkei soll durch die Devisen unserer Arbeiter gedeckt werden. – aus den Zeitungen –

– Wo fahren sie hin?
– Unser Defizit zu decken!

[3] Necmi Rıza, Akbaba, 6.8.1964.

Rechts im Bild ist der gleiche Mann in einem Anzug ohne Flicken zu sehen. Er hat keine Kappe mehr auf dem Kopf, ist rasiert und trägt anstelle des Bündels einen Koffer. Diesmal geht er Richtung Deutschland. Auf beiden Bildern hat er den gleichen Schnurrbart und das gleiche Lächeln im Gesicht. Der Schnurrbart als Identitätsmerkmal bleibt beständig. Das Lächeln kann als Vorfreude auf Arbeit interpretiert werden.

Für *Akbaba* ist – wie **die dritte Karikatur** zeigt – die Arbeitsmigration nach Europa ein Armutszeugnis für die Regierung. Durch die Entsendung von Arbeitskräften soll die Auslandsverschuldung abgebaut und der hohen Arbeitslosigkeit im Land entgegengetreten werden.
Die Bildüberschrift zitiert wie oft die Zeitungsschlagzeilen: „Das Außenhandelsdefizit der Türkei soll durch die Devisen unserer Arbeiter gedeckt werden."
Der Zug nach München ist voll mit Frauen und Männern, die sich auf der Suche nach Arbeit auf den Weg machen. Zwei Männer, die eindeutig nicht mitfahren bzw. nicht darauf angewiesen sind, im Ausland Arbeit zu suchen, unterhalten sich am Bahnsteig:
– Wo fahren sie hin?
– Unser Defizit zu decken!
Mit Defizit ist hier das Budgetdefizit, aber auch eine „Schande" oder „Blamage" gemeint.

Übt die dritte Karikatur noch Kritik an der Regierungspolitik aus, ermutigt **die vierte Karikatur,** ebenfalls aus *Akbaba*, Menschen auf der Suche nach einem besseren Leben, nach Deutschland auszuwandern. Sie stellt die Fremdwahrnehmung der – vermutlich im Sommerurlaub – aus „Almanya" zurückkehrenden Auswanderer dar:
Links im Bild ist eine Armee ärmlich gekleideter Männer mit traurigen Gesichtern Richtung Deutschland marschierend dargestellt. Rechts sehen wir (die selben?) Männer, lächelnd in ihren nagelneuen Autos aus Deutschland zurückkommen. Einheitslook auf beiden Darstellungen: Konsumgesellschaft statt Arbeitslosenarmee?
Über dem Bild wieder ein Zitat aus den Zeitungen: „Unsere Arbeiter in Deutschland bringen bei der Rückkehr Autos mit."
Die Bildunterschrift hingegen zitiert den Gallipoli-Marsch, der den Soldaten, die im Ersten Weltkrieg an der Çanakkale-Front gekämpft haben und als Veteranen zurückgekehrt sind, gewidmet war:
„Ich ging in Trauer ... Ich kam in Freude!"

Die Arbeitsmigration von türkischen Staatsangehörigen nach Westeuropa in den 1960er und 1970er Jahren verwandelte sich mit der Zeit in einen Prozess der Familienzusammenführung, der letztlich in vielen europäischen Ländern das Entstehen großer türkischer Gemeinschaften mit herbeiführte. Resultierend aus den wohlbekannten Fehleinschätzungen und Versäumnissen der Aufnahmeländer sind die ArbeitsmigrantInnen in den Ländern, die nunmehr ihren Lebensmittelpunkt darstellten, nie wirklich heimisch geworden.

Für jene, die als Erwachsene aus einem anatolischen Dorf nach Deutschland gekommen waren, war so gut wie alles neu und anders als das Gewohnte: Sprache, Kultur, Mentalität ... Die neuen Erfahrungen brachten sie zurück in die Heimat mit, wo sie wiederum nicht mehr heimisch waren bzw. werden konnten. Sie konnten den Entwicklungen der türkischen Gesellschaft nicht mehr folgen. Sie wurden von der Mehrheit der Daheimgebliebenen abschätzig als „Almancı" (sinngemäß Deutschländer) bezeichnet und waren mit ihren bayrischen Hüten, altmodischen Schnurrbärten, den deutschen PKWs und ihrer Sprache – einer Mischung aus den verschiedenen Dialekten der deutschen und türkischen Sprache – eine beliebte Spottfigur des türkischen Humors ab den 1970er Jahren.

Das Leben in der Migration – für die meisten von schlechten Arbeits- und Wohnverhältnissen geprägt – wurde in der Türkei kaum vermittelt. Die ArbeitsmigrantInnen selbst beschönigten und idealisierten

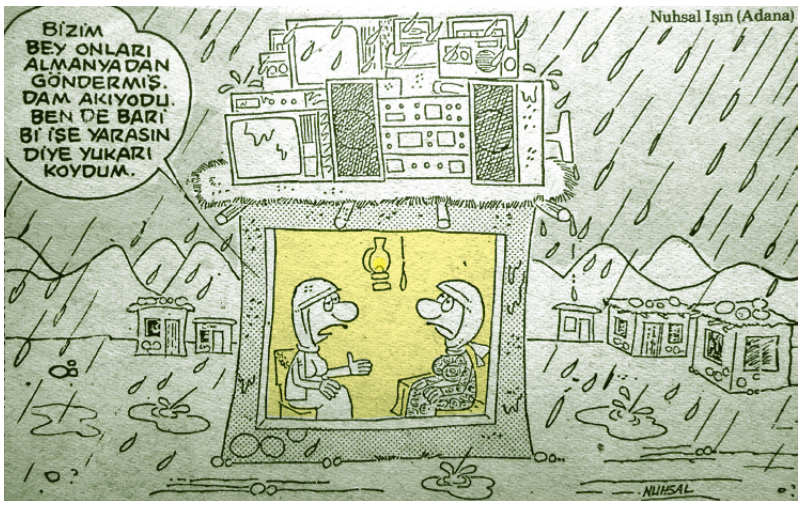
Bildüberschrift: Unsere Arbeiter in Deutschland bringen bei der Rückkehr Autos mit. (Aus Zeitungen)
Ich ging in Trauer ..... Ich kam in Freude!

[4] Burhan Solukçu, Akbaba, 23.1.1964.

ihr Leben im Ausland vor den Daheimgebliebenen, was auch in den Satirezeitschriften wiedergegeben wurde. Selten wurden MigrantInnen mit ihren Alltags- und Existenzproblemen in Europa dargestellt.

Die fünfte Karikatur (1985) ist aus *Gırgır,* einer der erfolgreichsten Satirezeitschriften der Türkei, die sich zwischen 1972 und 1989 durch ihren volksnahen Humor zu einem Massenblatt mit zeitweise einer Auflage von 500.000 entwickelte. Für *Gırgır* und ihre Konkurrentin *Çarşaf* waren die „Deutschländer" vor allem in den Sommermonaten, wenn die „Gastarbeiter" Urlaub in der Heimat machten, ein beliebtes Thema.

Zu sehen ist ein ärmliches Dorf. Im Hintergrund ragen Berge auf. Es regnet. Am Boden Wasserlacken. Auf dem Dach des Hauses im Vordergrund sind mehrere elektronische Geräte gestapelt: Fernsehapparat, Musikanlage, Videorekorder und andere Geräte, die in der Türkei der 1980er Jahre schwer zu bekommen bzw. sehr teuer zu erwerben waren. Eine von zwei Frauen, die mit Kopftüchern und häuslichem Gewand im Haus sitzen und plaudern, erklärt den Grund dafür: „Mein Mann hat sie aus Deutschland geschickt. Damit sie für irgendetwas gut sind, habe ich mit den Geräten das undichte Dach gedeckt."
Die Berge symbolisieren Abgeschiedenheit. An der Wand zwischen den beiden Frauen hängt eine Gaslampe, also hat das Dorf keine Elektrizität. Somit sind alle diese kostbaren Elektrogeräte aus Deutschland unbrauchbar.
Nicht nur die wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den beiden Ländern werden hier betont, sondern auch der Lebensstil: Reichtum in Armut. Die Frau, die auf den ersten Blick mit den teuren Elektrogeräten verschwenderisch umgeht, zieht eigentlich den einzig möglichen Nutzen aus ihnen. Weiß der „Deutschländer" nicht mehr, dass es im Dorf keine Elektrizität gibt? Ist er mittlerweile so entfernt von den Alltagssorgen seines Heimatdorfes? Oder will er um jeden Preis protzen?



„Mein Mann hat sie aus Deutschland geschickt. Damit sie für irgendetwas gut sind, habe ich mit den Geräten das undichte Dach gedeckt."

[5] Nuhsal Işın, Gırgır, 10.3.1985.

Seit den 1990er Jahren – parallel zum Abklingen der staatlichen Regulierung der Arbeitsmigration und zur Schließung ausländischer Anwerbebüros in der Türkei – taucht das Thema Migration in den Satireblättern immer seltener auf. Heute ist weder Binnen- noch transnationale Arbeitsmigration Thema humoristischer Auseinandersetzungen. Migration ist zur Normalität geworden, die Türkei immer mehr von einem Transit- zu einem Einwanderungsland.

Esin Akkaya ist AHS-Lehrerin und Dissertantin am Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften an der Akademie der bildenden Künste Wien.

Ramize Erer mit Georges Wolinski in Istanbul; Foto: Tuncay Akgün

Gefährliche Beziehungen

Die türkische Comic-Autorin Ramize Erer im Stimme-Gespräch

Ramize Erer, Jahrgang 1963, zählt zu den ersten Cartoonistinnen der Türkei und lebt seit dem Jahr 2008 in Paris. In ihren provokanten Comics thematisiert sie die Rolle der Frauen anhand von Themen wie Ehebruch, Bigamie, Bisexualität und Machismo. Ihre Heldinnen begehen Tabubrüche am laufenden Band. Seit 2011 gestaltet sie gemeinsam mit anderen Zeichnerinnen **Bayan Yanı**[1], ein Satiremagazin von und für Frauen. **Fatih Aydoğdu** sprach mit **Ramize Erer** über böse Mädchen, ältere Intellektuelle und ihre Freundschaft mit Georges Wolinski, dem ermordeten Comic-Zeichner des Satiremagazins **Charlie Hebdo.**

Liebe Ramize, wie bist du als junge Frau Ende der 1970er Jahre – in einer Zeit, in der die Zahl der weiblichen Zeichnerinnen an einer Hand abzählbar war –, zur Satire gestoßen?

Oğuz Aral, Gründer und Leiter des legendären Satiremagazins *Gırgır* (Mit einer Auflage von 500.000 das meistgelesene türkische Satiremagazin bis in die 1990er Jahre, Anm.) war vermutlich der erste Mensch in der Türkei, der die positive Diskriminierung umgesetzt hat. Ich hatte mich im Jahr 1979 als einziges Mädchen unter hunderte, ausschließlich männliche Nachwuchszeichner gemischt, die an den berühmten Montagssitzungen von *Gırgır* ihre Zeichnungen präsentiert haben. Zu meiner großen Überraschung bekam ich schon am ersten Tag meinen eigenen Zeichentisch und durfte professionell für *Gırgır* zeichnen.

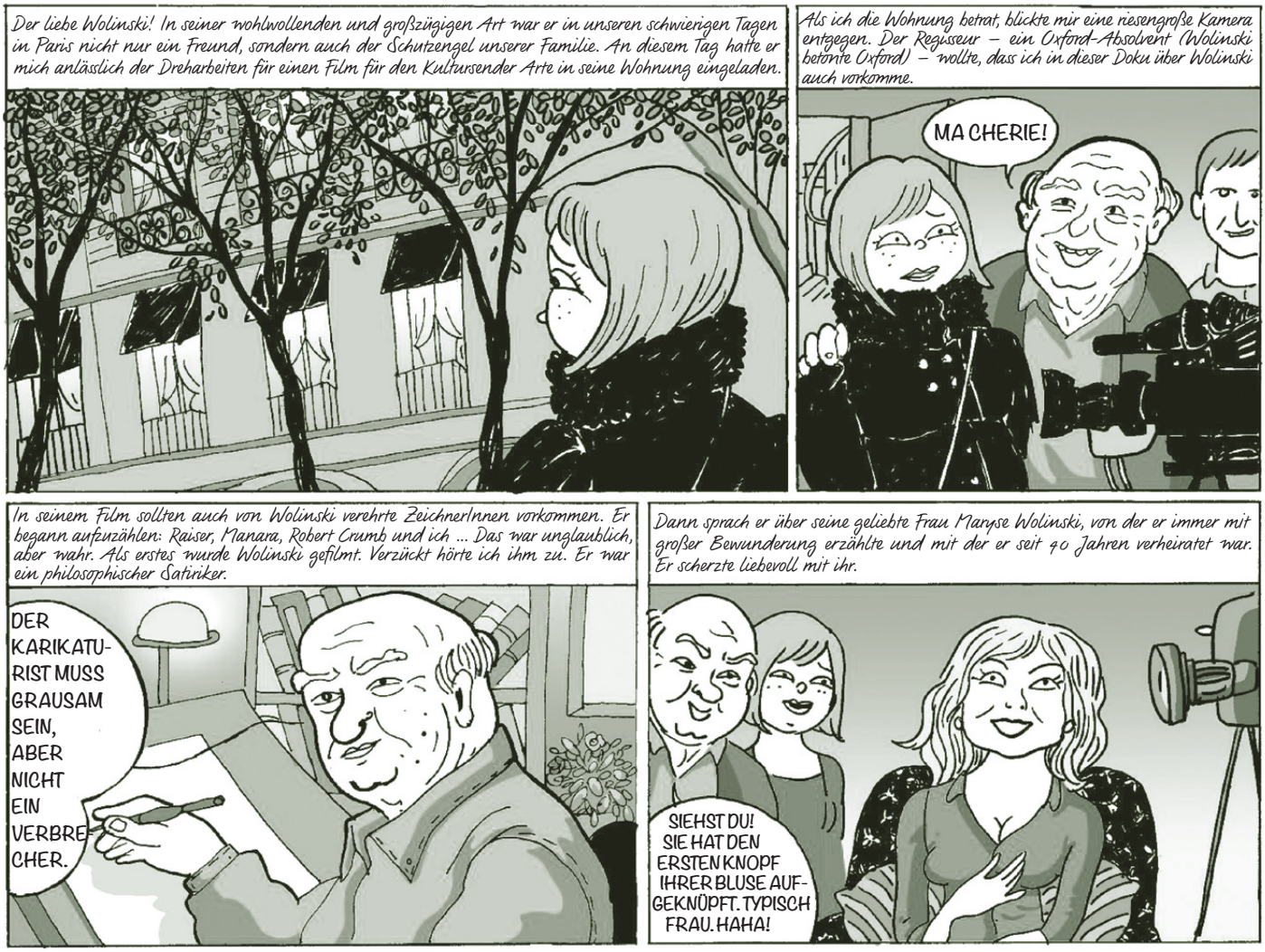
Obwohl mein Herz damals für die Malerei geschlagen hat – ich studierte an der Istanbuler Kunstakademie – faszinierte mich die Freiheit und die Leichtigkeit, die in den Redaktionsstuben der Satirezeitschriften herrschten. Und ich blieb stur, als Oğuz Aral meinte, ich hätte einen Hang zur Traurigkeit, weshalb aus mir nie eine gute Karikaturistin werden würde.

Zeichnen wurde zu meinem Lebensinhalt. Die Redaktionsatmosphäre nahmen wir mit nach Hause, saßen nächtelang zusammen, diskutierten über Karikaturen und

[1] Der Titel, auf Deutsch „Neben der Dame“, ist eine Anspielung auf die in der Türkei übliche Praxis, in Überlandbussen Frauen automatisch einen Platz neben einer anderen Frau zuzuweisen.

FÜR WOLINSKI

Ramize Erer

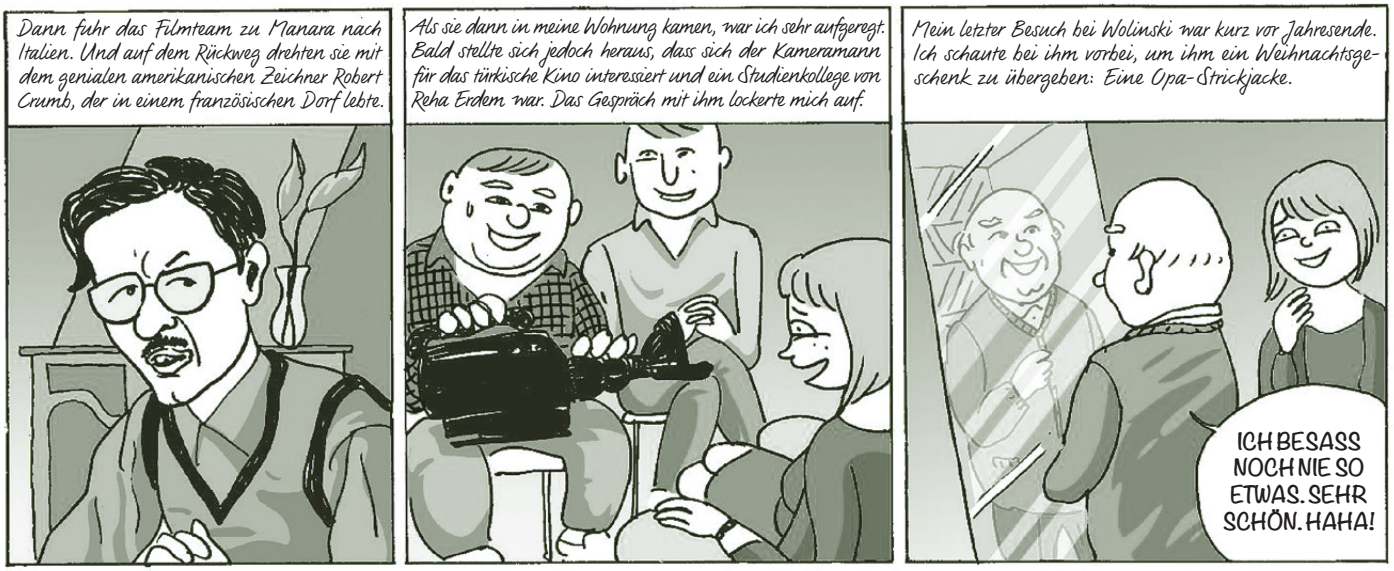


lachten sehr viel. Nach langen Jahren dieses unkonventionellen Lebens und Arbeitens begann ich im Jahr 1995 für eine seriöse Tageszeitung mit hoher Auflage täglich zu zeichnen. Diese Umstellung war nicht einfach.

Du hast die Cartoon-Serie „Gefährliche Beziehungen" über das Liebesleben der städtischen Frauen und Männer entwickelt. Was waren die Reaktionen auf diese Satire aus Frauensicht?

Als weibliche Cartoonistinnen hatten wir sehr wohl ein Problem mit künstlerischer Freiheit. Genauso wie auch im normalen Leben. Es wurde von uns erwartet, dass wir die von der Gesellschaft gesetzten Grenzen akzeptieren und sozusagen frauengerechte – im Sinne „sich für Frauen ziemende" – Cartoons zeichnen. Wir durften zwar Tabus ansprechen, wie etwa die weibliche Sexualität, aber nur durch die Blume, höchstens andeutungsweise. Aber dass wir in aller Offenheit Themen behandeln, über die sich nicht einmal Frauen untereinander zu reden trauten, das war unerhört. Das war auch der Grund, warum ich nach einem halben Jahr in der linken Tageszeitung *Cumhuriyet* mit dem Argument der Obszönität gefeuert wurde.

Anschließend konnte ich jedoch 13 Jahre lang täglich für die Tageszeitung *Radikal* unbekümmert über Frau-Mann-Beziehungen zeichnen. Ich kreierte eine neue Heldin – eine männerfressende Tabubrecherin – und nannte sie „Kötü Kız" (dt. „Das böse Mädchen"). Ein Teil der Leser und Leserinnen liebten diese Figur über alles, andere hassten sie. Die Reaktionen waren für mich trotzdem sehr überraschend. Überraschend, weil ich mich bis zu diesem Zeitpunkt auf die intellektuelle Kapazität meiner LeserInnen verlassen hatte. Ein angesehener Comic-Rezensent fragte mich etwa, ob das böse Mädchen eine Prostituierte ist. Für die zweite Überraschung sorgte ein älterer Kollege, ein hoch respektierter Kolumnist aus meiner Zeitung. Er sagte mir: „Meine Tochter bewundert Ihre Zeichnungen, aber ich kann sie mir – insbesondere dieses ‚Böse Mädchen' – nicht einmal anschauen. Ich überspringe diese Seite. Als ich es mir einmal anschauen musste, weil meine Tochter darauf bestand, wurde es mir schlecht", und er ergänzte:



* Der Name des Films: J'etais un sale phallocrate [Ich war ein schmutziger Phallokrat].

„Die darf doch nicht so breitbeinig sitzen! Schließen Sie ihre Beine!“ In dieser Zeit ist mir bewusst geworden, wie konservativ ältere intellektuelle Männer im Gegensatz zu den jungen sind.

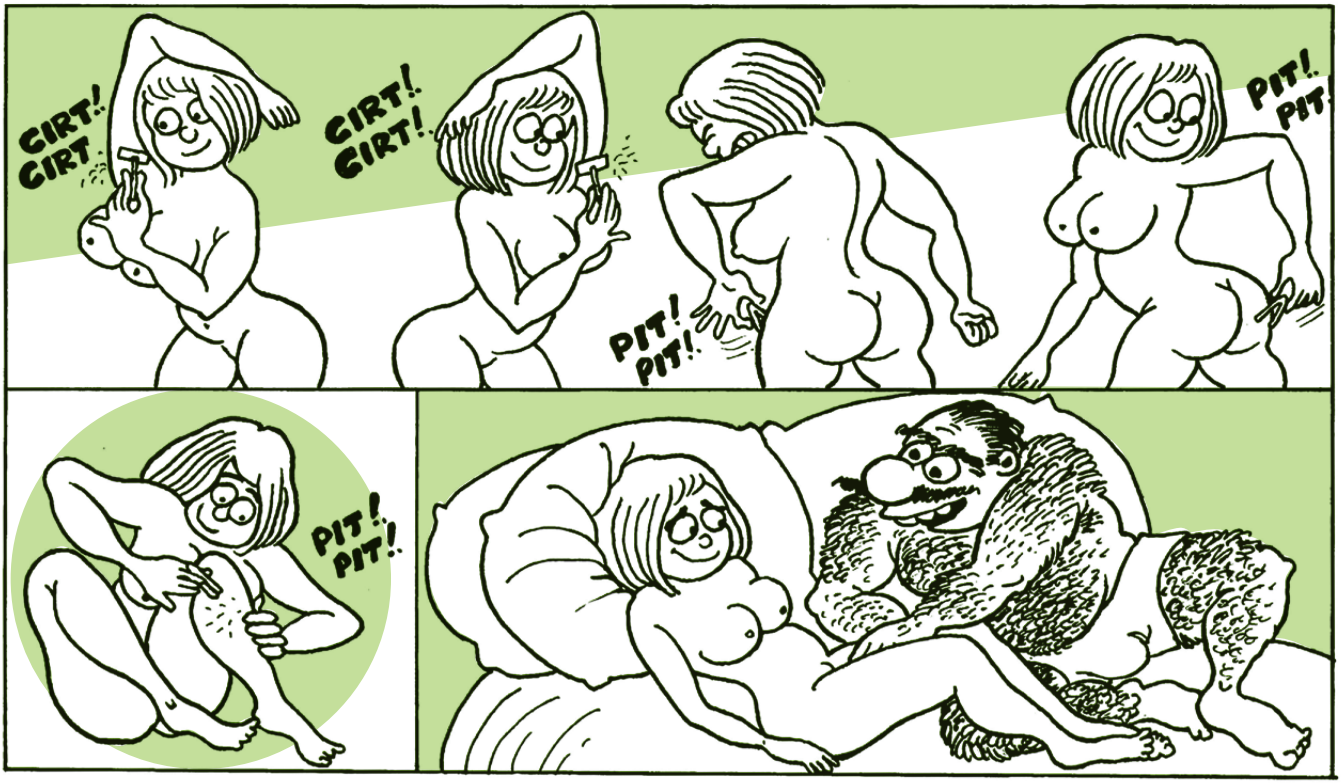
Der Terroranschlag auf die Redaktion der französischen Zeitschrift Charlie Hebdo hat weltweit für Entsetzen und Trauer gesorgt. Du warst mit den ermordeten Zeichnern, insbesondere mit Georges Wolinski, gut befreundet. Willst du dazu etwas sagen?

Ich habe die Zeichnungen von Wolinski verehrt. Er war ein unglaublich gutmütiger Mensch, ein Philosoph und mein Schutzengel in Paris. Als ich von dem Anschlag gehört habe, wollte ich daran nicht glauben, das hat mich sehr erschüttert. Wenn ich deine Frage ehrlich beantworten soll: Ich fühle mich nun in Paris verwaist.

Nach dem Charlie-Hebdo-Anschlag wird weltweit über die Meinungsfreiheit sowie über die Grenzen der Satire diskutiert. Muss Satire deiner Meinung nach politisch korrekt sein? Sollen der satirischen Ausdrucksweise Grenzen gesetzt werden? Oder ist alles legitim, wenn es darum geht, Tabus zu zerstören?

Diese Frage möchte ich mit einem Zitat von Wolinski beantworten, das mich sehr beeindruckt hat: „Der Karikaturist muss grausam sein, aber nicht ein Verbrecher.“

Türkische Satirezeitschriften, aber auch sonstige Printmedien, die nach dem Anschlag für Charlie Hebdo Partei ergriffen, wurden



Ramize Erer, aus „Gefährliche Beziehungen“, erschienen in der Tageszeitung "Radikal"

durch konservative Regierungspolitiker und regierungstreue Medien zur Zielscheibe gemacht. Viele Karikaturisten werden dort schon lange aus politischen Gründen vor Gericht zitiert oder gar verurteilt. Wie kann man in einer Situation, die selber wie Satire anmutet, ja eigentlich Realsatire ist, noch Satire machen? Oder anders gefragt: Warum muss die Satire trotzdem weiter existieren?

Mit diesem Anschlag wurde eine begnadete Generation von legendären Karikaturisten vernichtet. Geblieben ist ein großes Trauma und eine große Bedrohung für alle Kollegen und Kolleginnen. Diese machen nun ihren Job in einer großen Verunsicherung.

In der Türkei war die Anteilnahme für die Opfer von Paris sehr groß. Die wichtigsten Satiremagazine *LeMan*, *Penguen* und *Uykusuz* veröffentlichten gemeinsam eine *Charlie-Hebdo*-Gedenkausgabe. Mittlerweile ist es wieder soweit, dass die Satiremagazine direkt mit Drohungen konfrontiert sind, weil sie Kritik an der alltäglichen Realpolitik üben. Oft heißt es auf Social Media: Denkt an Charlie Hebdo! Passt gut auf, was ihr zeichnet. Das Gleiche kann auch euch passieren.

Der Weg zu einer toleranten, freien Gesellschaft geht über das miteinander Diskutieren. Wir müssen uns gegen jede Art von Gewalt stellen. Wir müssen also Sätze bilden, die kein „aber“ beinhalten.

In der Türkei werden Tag für Tag Frauen auf offener Straße ermordet. Und wir werden nicht müde, in unserer Zeitschrift Tag für Tag Männergewalt zu thematisieren. Die Männergewalt wird aber nicht aufhören, weil immer noch Sätze mit dem Wort „aber“ gebildet werden: „Sie hätte *aber* keinen Minirock tragen dürfen … sie hätte sich *aber* von ihrem Mann nicht scheiden lassen sollen … *aber* die Ehre des Mannes …“ Diese „abers“ sind vor Gericht die sogenannten mildernden Umstände und führen zur Normalisierung der Gewalt.

Ramize Erer aus Wolinskis Feder

Ramize Erer: Chica dü lüks. Cartoon. Berlin: Rotbuch Verlag 2008.

Fatih Aydoğdu, Künstler, Kurator und Designer, hat seine Laufbahn ebenfalls Ende der 1970er Jahre als Karikaturist und Comiczeichner begonnen. Er zeichnete u. a. für die Magazine *Mikrop*, *Gırgır*, *Fırt*, *Curcuna* und *Atmaca*.

Gin Müller

Lachen als Widerstandsstrategie

Zur subversiven Macht des queeren Humors

„Queer theatre is derisive low comedy and burlesque, disdainfully (without compassion) and gleefully (instead of tragically, and rather than merely comically or satirically), and thus, as is logical, without pretense of its makers being otherwise. [...] Its sense of tragedy, tho perhaps arising from self pity, is a touching inconsistency; [...] This inconsistency, choice and paradox make it queer.“ [1]

Stefan Brecht

Was der Sohn Bertolt Brechts über ein gewisses originales Off-Performance-Theater in der Stadt New York in den 1960er und -70er Jahren schreibt, markiert nicht nur die performative Charakteristik von damaligen Künstlern*_innen wie Jack Smith, John Waters, dem Ridiculous Ballett und anderen queeren „Camp“-Protagonisten*_innen, sondern verweist sowohl auf humoristische historische Theaterbezüge der Comedy und Burlesque, als auch schon auf einige Ansätze über die Möglichkeit queerer Kritik und ihr Subversionspotenzial in den Ausführungen Judith Butlers Anfang der 1990er Jahre.

Doch gibt es so etwas wie einen spezifischen queeren Humor? Welchen Stellenwert haben dabei queere Praktiken im kulturellen und medialen Raster? Wo sind die Verbindungslinien mit anderen solidarischen Netzwerken und dekolonialen Diskursen?
Die Wurzeln der politischen Gender/Queer-Bewegung finden sich einerseits in den frühen feministischen Bewegungen, andererseits aber auch in den afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegungen der 1950er und -60er Jahre. Gerade die Rebellion gegen die angreifende Polizei in der „Stonewall“-Bar in Greenwich Village in New York 1969, an der African Drag-Queens, Latino Drag-Kings und viele andere Queers beteiligt waren, wird von vielen als Ausgangspunkt zu einer neuen Befreiungsbewegung verstanden. Die Entstehung von „Queer“ als politischer Bewegung und theoretischer Konzeptionalisierung begann in den USA allerdings erst später, Ende der 1980er, Anfang der 1990er Jahre, und erlebte seither eine gewisse populäre Eigendynamik.

Auffallend ist, dass queere Politiken der Sichtbarkeit und ihre Performativität oft unmittelbar inhärent mit Humor verhandelt werden. Die globalisierten und transnationalen Konzepte queerer Theorien und Praktiken produzierten dabei mittlerweile eine Vielfalt von Genderspielen, um hegemoniale gesellschaftliche Geschlechterperformance mit radikaler Geste ad absurdum zu führen. Ob queer-feministische Burlesque-Shows, Performances, Konzerte, oder TV-Shows wie „RuPaul’s Drag Race“, Serien-Formate oder Persönlichkeiten wie Conchita Wurst: Queere Genderspiele scheinen Mainstream zu werden. Doch ist gesellschaftliche Subversion durch humorvolle Performativität möglich?

Aus theaterwissenschaftlicher (und eurozentristischer) Perspektive ist die Beschäftigung mit Humor (lateinisch von Feuchtigkeit, Körpersaft) und Komödie ein historisch wichtiges Thema. Das Lachen wurde von vielen staatlichen und religiösen

[1] Stefan Brecht: Queer Theatre. The Original Theatre of the City of New York. From the Mid-60s to the Mid-70s, Book 2. New York (1978)/London: Methuen 1986, S. 9.

[2] Vgl. Gin Müller: Possen des Performativen. Theater, Aktivismus und queere Politiken. republicart, Bd. 7. Wien: Turia+Kant 2008. (Als e-book: http://transversal.at/books/possendesperformativen)

[3] Sigmund Freud: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten. Frankfurt am Main: Fischer 1981.

Herrschaftssystemen als subversiv und gefährlich eingestuft, und die Komödie implizierte oft genug die Verspottung von Staat und Politik und ein rebellisches Potenzial. Platon sprach sich im antiken Athen und in seinen Ideen des Idealstaats gegen das Theater, die Komödie und das Lachen aus. Die Schrift über die „Komödie" von Aristoteles verschwand und wurde im Mittelalter als bedrohlich angesehen (wie wir auch aus dem Buch/Film „Der Name der Rose" von Umberto Eco wissen), denn einen lachenden Gott lehnte die christliche Kirche lange ab. Die Komödie war in der „offiziellen" Geschichtsschreibung als „niedere" Theaterkunst verschrien. Und Frauen durften zuerst bei wandernden Spieltruppen mitspielen, bevor sie im 18. Jahrhundert die bürgerlichen Staatstheater-Bühnen betreten konnten. Mit den affizierenden Mitteln des Humors und der Komik gelang es der Komödie in ihren vielen Formen jedenfalls volksnaher, kulturelle und gesellschaftliche Ordnungen in Frage zu stellen, als der oftmals staatstragenden Tragödie.

Sigmund Freud, der eine große Sammlung von jüdischen Witzen erstellte, wies in seinen Schriften zum Witz und dem Humor schon auf die vielen Arten des Witzes, des Lachens und des Humors hin und sprach sie verschiedenen psychischen Regionen zu, die Lustgewinn produzieren. Den Witz ordnete er dem Unbewussten, die Komik und den Humor dagegen dem Bewusstsein zu.

Aktuelle Theorien von Gefühlen/Affekten des Lachens, des Humors bzw. der Komik bieten wiederum Möglichkeiten zur Betrachtung queerer Performances und ihres grenzüberschreitenden Potenzials. Queere Formen des Humors und des Handelns ahmen das gesellschaftliche „Theater" der Heterosexualität nach, übertreiben und führen es in eine grenzüberschreitende Richtung. Die „Öffentlichkeit" ist der Ort der Politisierung durch die Theatralität der Queers. Kein öffentliches Subjekt ist unhinterfragbar in seiner realen Darstellung, seiner Performance und seiner zitierten, performativen Autorität. Der Humor ist dabei oft ein wichtiges Mittel performativer Handlungsmacht. Denn er produziert im performativen „Tun" Gefühlsstimmungen und Affekte, die positiv, lustvoll anregen, entwaffnen, ver- und entfremden können.

Wenn Aretha Fanklin „I feel like a natural woman" singt, dann veranschaulicht das nach Butlers Lesart nur umso mehr ihre Ansicht, dass „Geschlecht gleich Travestie" ist. Die „Komödie der Heterosexualität" ermöglicht aber auch mit Humor und in ihrer Melancholie andere Weltentwürfe von Geschlechtlichkeit und für radikal demokratisches Handeln. Butler bezieht sich dabei auch auf das Freudsche Konzept der Melancholie, das in queeren Performances und öffentlichen Aktionen zum Ausdruck kommt.

Die „Kiss-ins" von LGBTIQ-Communities, der antirassistische und antifaschistische Pink-Silver-Block bei vielen Demonstrationen, oder politisch aktivistische Bands wie „Pussy Riot" produzieren lustvolle Orte der Sichtbarkeit und Selbstermächtigung. Aber auch Musik-, Performance- und Diskurs-Festivals der queer-feministischen Szene in Wien öffnen Plattformen des kritischen Austausches über gemeinsames Handeln und antirassistische Strukturen.

Die Frage nach dem Vermögen von Humor, politischem Aktivismus und seiner performativen Macht zu stellen, heißt dabei wesentlich auf ein konfliktives Miteinander zu achten und eine mögliche queere Kollektivität zu berücksichtigen. Es bedeutet aber auch, das eigene eurozentristische Privileg zu reflektieren und dabei eben nicht nur im herkömmlichen Sinn performative „Kunst" zu produzieren.

Die queer-feministische Migrantinnen-Organisation „maiz", die in Bildungs- und Kulturarbeit in Linz aktiv ist, kritisiert immer wieder humorvoll und bestimmt in ihren Aktionen wie „Eating Europe – Anthropofagische Prozession" und dem Fest des Lachens (2013) und in ihren Dorf-TV-Sendungen die hegemonialen Strukturen in Österreich und ruft zum Lachen als dekolonialer Widerstandsstrategie zur Vernetzung auf: „Bekanntlich lachen nicht alle auf der Welt gleich, schon gar nicht, wo viele so wenig zu lachen haben. Und es gibt viele, die auch gar nicht lachen über den ‚Witz' der sogenannten ‚Anderen'. Dann gibt es die, die meinen, dass Humor kulturell definiert ist und andere, die ihre Vorurteile hinter Humor verstecken, und jene, die gar nichts riskieren und nur politisch korrekt lachen. Die Idee des Fests des Lachens ist, möglichst viele zusammen zu bringen: Aktivist_innen, Migrant_innen, Kollektive, Künstler_Innen, die durchaus verschieden die Verhältnisse auslachen: Machtverhältnisse, Rassismus, Sexismus, Kolonialismus, Klassismus, Transphobie, Homophobie, Fettphobie und was immer die herrschenden Machtverhältnisse am Laufen hält und dem wir uns so schwer entziehen können. Wir werden den hegemonialen und normativen Regimen ins Gesicht schauen – und lachen. Versäumt nicht die Chance, zumindest zwei Tage lang dem ‚penetranten' Lachen zu lauschen!"

[4] Judith Butler: Auf kritische Weise queer. In: diess.: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 305-334.

[5] Vgl. dies.: Imitation und die Aufsässigkeit der Geschlechtsidentität. In: Andreas Kraß (Hg.) Queer Denken. Queer Studies. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 144-170.

[6] maiz: Fest des Lachens! Wer lacht(e) wann über wen? In: http://www.innovationstopf.at/maiz-fest-des-lachens-wer-lachte-wann-uber-wen (Stand: 28.4.2015)

Gin Müller ist Dramaturg, Theatermacher und Lektor an der Universität Wien und am Institut für Kulturmanagement. Mitarbeit in der Trans/Schwul/Queer-Beratung und dem Refugee-Housing-Projekt der Türkis Rosa Lila Villa.

Duygu Özkan

Die Türkei und der Genozid

Ein Besuch in der Agos-Redaktion in Istanbul

Das weiße Tuch, das Hrant Dink bedeckte, wurde mit einem Pflasterstein am Boden befestigt, damit die Leiche verhüllt blieb. Hunderte Passanten und Trauernde hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits in den Istanbuler Stadtteil Şişli begeben, um eine spontane Trauerkundgebung zu veranstalten. Der armenisch-türkische Journalist Dink wurde von einem 16-jährigen Nationalisten auf offener Straße ermordet – und plötzlich rückte die von den Medien hauptsächlich ignorierte armenische Gemeinschaft in die türkische Öffentlichkeit.

Yetvart Danzikyan; Fotos: Duygu Özkan

Die Ermordung Hrant Dinks ist nun acht Jahre her. Dort, wo Dinks Leiche lag, erinnert heute eine Gedenktafel an den unermüdlichen Journalisten. „Hrant Dink wurde hier getötet", steht auf einem schwarzen Schild, „19. Januar 2007 um 15:05". Das Schild weist gewissermaßen auch auf den Eingang von *Agos* hin, der türkisch-armenischen Zeitung, die Dink mitbegründete und deren Redaktionsräume er kurz vor seiner Ermordung verließ. Yetvart Danzikyan geht jeden Tag an der Gedenktafel vorbei, bevor er seinen Arbeitsplatz betritt. Es ist eine hektische Zeit für den Chefredakteur der Wochenzeitung, zumal *Agos* derzeit im Mittelpunkt einer lang währenden historischen Debatte steht.

Vor einhundert Jahren begannen die Vertreibungen und Tötungen der armenischen Bevölkerung im damaligen osmanischen Reich. Eine Aufarbeitung fand bisher kaum statt, und die offizielle Türkei wehrt sich nach wie vor gegen die Bezeichnungen Völkermord oder Genozid. Wobei: „Es ist ein bisschen einfacher geworden, von Völkermord zu sprechen", sagt Danzikyan, „zumindest werden die Leute, die das sagen, nicht mehr verfolgt." Danzikyan schlängelt sich durch die engen und lebendigen Büroräume der Redaktion, wo alte Schwarz-Weiß-Bilder an den Wänden hängen, Porträts, ein großer Wandteppich mit dem armenischen Alphabet sowie ein Bild von Dink als kleinem Burschen. „Es ist, als ob sich Hrant geopfert hätte, damit diese Themen endlich in der Öffentlichkeit besprochen werden", sagt Danzikyan. Denn es war nach Hrant Dinks Ermordung, als der Völkermord und die Leiden der armenischen Bevölkerung zaghaft, aber mit einer gewissen Ernsthaftigkeit debattiert wurden. Auch die staatliche Politik habe die restriktiven Maßnahmen

gegenüber Aktivisten heruntergeschraubt, so Danzikyan. Das beste Beispiel ist wiederum Dink: Unzählige Male musste er zwischen den 1990er und 2000er Jahren bei den Behörden vorsprechen, seine Artikel rechtfertigen und lange juristische Kriege ausfechten. „Nach seinem Tod haben die Leute begonnen, das zu teilen, was Hrant durchgemacht hat", sagt der Chefredakteur. Es war ein Wendepunkt.

Agos hat eine Auflage von 5000 Stück. Die Zeitschrift wird hauptsächlich in Istanbul gelesen, aber sie wird auch quer durch die Welt versendet. Nach Selbstdefinition ist *Agos* mehr als eine Zeitschrift für die armenische Gemeinschaft, sie beteiligt sich an aktuellen soziopolitischen Debatten und wird von anderen Minderheiten wie Kurden und Aleviten ebenfalls abonniert. Auch wenn die politische Umgebung in den vergangenen Jahren weicher gegenüber der armenischen Bevölkerung geworden sei, bleibe der Druck vonseiten der Nationalisten auf die Redaktion erhalten, sagt Danzikyan: „Zumindest gibt es keine gewalttätigen Auseinandersetzungen mehr." Die Unterstützung der regierenden AKP ist allerdings eine brüchige Angelegenheit. Zwar wurde der Mord scharf verurteilt, aber bei der ewigen Suche nach den Hintermännern der Tat zeigte der Staat ein hohes Maß an Flexibilität – je nach seinen eigenen Bedürfnissen. Zunächst wurden die Drahtzieher in den Ergenekon-Kreisen vermutet, erzählt Danzikyan – jener geheimen Organisation, der die Bildung eines Parallelstaates nachgesagt wird. Nachdem die Regierung mit einer Verhaftungswelle Ergenekon zu zerschlagen versucht hatte, tauchte plötzlich der Vorwurf auf, dass die Hintermänner zu den Anhängern des Predigers Fethullah Gülen gehören würden. Das passierte nicht zufällig zu dem Zeitpunkt, als Präsident Recep Tayyip Erdogan mit dem Prediger brach. *Agos* wehrt sich freilich gegen eine politische Instrumentalisierung des Dink-Prozesses und verfolgt aufmerksam jeden Schritt der Regierung.

Der einhundertste Jahrestag des Genozids an den Armeniern mit bis zu 1,5 Millionen Toten hat in der türkischen Öffentlichkeit zu hitzigen Debatten geführt. Während die Politik an ihrer offiziellen Lesart festhält – wiewohl das Leid der Armenier in Spurenelementen anerkannt wurde –, sind zivilgesellschaftliche Organisationen um Aufarbeitung und die Debatte der Schuldfrage bemüht. Die linkskurdische Partei HDP hat als einzige Partei den Genozid anerkannt und auch die Beteiligung vieler Kurden an den Vertreibungen und Ermordungen der Armenier eingeräumt. Und noch eine Entwicklung hat die öffentliche Diskussion beeinflusst. Während der Vertreibungen wurden viele armenische Kinder von türkisch-sunnitischen Familien adoptiert bzw. aufgenommen sowie islamisiert. Nun entdecken immer mehr Türken, dass sie armenische Wurzeln haben. Es war wiederum Hrant Dink, der mit seinen zahlreichen Artikeln über versteckte Armenier die Ahnenforschung anfachte.

Duygu Özkan ist Außenpolitik-Redakteurin der Tageszeitung „Die Presse".

Mikael Luciak

Bildungserfahrungen der Roma & Sinti

Aufschlüsse aus einer inklusiven Bildungsstudie

Im Rahmen des ESF-Projekts ROMBAS führte die **Initiative Minderheiten** zwischen März 2013 und September 2014 in Kooperation mit dem **Romano Centro** und dem **Verein Roma Service** eine Studie über die Bildungs- und Ausbildungssituation von Roma und Sinti in Österreich durch.

Mit 125 qualitativen Interviews und quantitativen Fragebögen wurden die Bildungserfahrungen von Angehörigen unterschiedlicher Gruppen autochthoner und allochthoner Roma und Sinti dreier Generationen erforscht. Das Forschungsprojekt folgte einem inklusiven Forschungsansatz: 14 Roma und Sinti nahmen aktiv an der Forschung teil, führten Interviews, erstellten Transkriptionen und Übersetzungen und beteiligten sich an Auswertungen.

Die Studie macht deutlich, dass trotz einer verbesserten Bildungslage das formale Bildungsniveau von Roma und Sinti im Vergleich zur Gesamtbevölkerung nach wie vor niedriger ist. Die Verteilung der Bildungsabschlüsse reicht von Personen, die nie eine Schule besucht haben oder keinen Schulabschluss vorweisen können, über Personen mit Sonder- oder Pflichtschulabschluss bzw. Abschluss einer mittleren Schule bis hin zu solchen mit Matura und Studienabschluss. Trotz eines Anstiegs des durchschnittlichen Bildungsniveaus sind der hohe Anteil von frühen Schulabgängern und die höhere Rückstellungsrate in Vorschulen besorgniserregend. Auch weiterführende Bildungsabschlüsse werden nur von einer kleineren Gruppe von Roma und Sinti erreicht. Auffallend ist, dass das erreichte formale Bildungsniveau weiblicher Roma höher ist als das der Männer, und dass die befragten Roma mit Migrationshintergrund im Vergleich zu den autochthonen Roma und Sinti höhere Bildungsabschlüsse erzielten.

Wurden Angehörige der älteren Generation oft in der Schule aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit diskriminiert, berichten die Jüngeren häufiger über positive schulische Erfahrungen. Sie finden allgemein auch eine bessere Lernunterstützung in der Familie vor, wenngleich viele der Befragten die Bildungsbenachteiligung von Roma und Sinti auch in ihren Gemeinschaften bzw. Familien verorten. Über die Generationen zeigt sich eine Zunahme an Berufsausbildungen und qualifizierten Berufsabschlüssen, doch rund 70 Prozent aller Befragten sehen größere Barrieren auf ihrem gewünschten Aus- oder Weiterbildungsweg. Eltern haben oft hohe Bildungsaspirationen für ihre Kinder und versuchen sie zu unterstützen, doch fehlt es oft an fundiertem Wissen über entsprechende Aus- oder Weiterbildungsmöglichkeiten. Häufig wird den Jugendlichen selbst die Entscheidung über ihren Bildungsweg überlassen.

Die persönliche Bedeutung und der Umgang mit der eigenen ethnischen Zugehörigkeit sowie die Erfahrungen, die Roma und Sinti im öffentlichen Leben machen, variieren stark. Selbst wenn viele angeben, stolz auf ihre Herkunft zu sein, geben rund 40 Prozent aller Interviewten zumindest in manchen Situationen ihre Roma-Zugehörigkeit nicht preis, um möglicher Diskriminierung zu entgehen. Letzteres gilt weniger im Schulbereich als vielmehr bei der Arbeits- und Wohnungssuche, am Arbeitsplatz sowie bei Ämtern und Behörden.

Der Studienbericht gibt eine Reihe an Empfehlungen ab, wie die Bildungs- und Ausbildungssituation von Roma und Sinti in Österreich verbessert werden kann. Dazu gehören u. a. die verpflichtende Einbindung von Roma-SchulmediatorInnen bzw. Romanes-MuttersprachenlehrerInnen bei Verfahren betreffend die Rückstellung von Roma-SchülerInnen in die Vorschule bzw. bei der Feststellung eines sonderpädagogischen Förderbedarfs, verstärkte Elternarbeit durch Roma-Vereine, Schulungen und Sensibilisierungsmaßnahmen für Lehrkräfte, stärkere Berücksichtigung von Unterrichtsthemen und -materialien über Roma und Sinti, niederschwellige Berufsorientierungs- und Beratungsangebote an Erwachsenenbildungseinrichtungen unter Einbindung von Roma und Sinti, aber auch die Entwicklung von Empowerment-, Mentoring- und Buddy-Programmen für Roma-Jugendliche.

Wie wichtig die Einbindung von Roma und Sinti in die Entwicklung und Durchführung von Bildungsmaßnahmen ist, wurde durch die Studie besonders deutlich. Einerseits zeigen die Erfahrungsberichte jener Roma und Sinti, die an ROMBAS als ForscherInnen mitwirkten, dass es auch heute noch in den Roma- und Sinti-Gemeinschaften Misstrauen und Vorbehalte gibt, sich zu öffnen. Die über Generationen weitergegebene Angst vor gesellschaftlicher Ausgrenzung und Verfolgung zeigt sich mitunter auch bei jenen, die selbst keine Diskriminierungserfahrungen gemacht haben. Andererseits ermöglichen inklusive Maßnahmen, Vorurteile und Berührungsängste von Angehörigen der sogenannten Mehrheitsgesellschaft ab- und gegenseitige vertrauensvolle Beziehungen aufzubauen.

ROMBAS – Studienbericht zur Bildungssituation von Roma und Sinti in Österreich. Hrsg. von Mikael Luciak für die Initiative Minderheiten. Die Studie ist gegen einen Unkostenbeitrag (Versand) von EUR 6.- bei der Initiative Minderheiten erhältlich und steht als PDF-Download unter http://minderheiten.at zur Verfügung.

Mikael Luciak, Bildungswissenschafter und Psychotherapeut, ist wissenschaftlicher Leiter des ROMBAS-Projekts.

Erwin Riess

Dumpfer Humor oder scharfer Witz

„Der Amerikaner, der den Kolumbus zuerst entdeckte, machte eine böse Entdeckung."
Georg Christoph Lichtenberg

Minderheiten seien für Humorlosigkeit besonders anfällig, Kabarettisten, Entertainer und Comedians könnten ein trauriges Lied davon singen, hatte der Dozent am Vorabend beim Heurigen behauptet. Die *political correctness,* die ihren wahren ideologischen Ursprung in den kleinkarierten Lebenswelten spießiger und heuchlerischer Puritaner habe, würde das geistige und kulturelle Leben ersticken. Von Ulrich Zwinglis religiöser Diktatur in Zürich, in der reihenweise Abweichler verbrannt oder öffentlich enthauptet wurden, oder Johannes Calvins Schreckensherrschaft in Genf, dem „protestantischen Rom", der seinen Gegner Michael Servet auf einem Scheiterhaufen öffentlich rösten ließ und noch dafür sorgte, dass grünes Holz zum Einsatz kam, um die Leiden des Delinquenten zu verlängern, sei der reformierte Glaube nach England gekommen und habe sich dort rasch ausgebreitet. Die *Pilgrim Fathers* seien schwere Sektierer gewesen, die ersten Siedlungen in Neu-England entsprachen religiösen Kasernen. Jegliches Vergnügen, jede Abweichung vom Sektenkanon sei verboten gewesen und grausam verfolgt worden. Beim Kirchenkritiker Karl-Heinz Deschner könne man dies in Band 9 seiner legendären „Kriminalgeschichte des Christentums" nachlesen.

Nicht jede Minderheit sei humorlos, hatte Groll mit dem Hinweis auf den behinderten amerikanischen Cartoonisten John Callahan widersprochen. Eine von Callahans besten Arbeiten zeige einen leeren Rollstuhl in der Wüste. Zwei Ranger rätseln über den Verbleib des Geflüchteten, der eine sagt: „Weit kann er nicht gekommen sein." Auch Arbeiten der ebenfalls gelähmten Cartoonisten Andreas Scharang und Phil Hubbe seien Beweise dafür, dass Angehörige von Minderheiten durchaus zur Selbstironie in ihrer schönsten Form fähig seien. Schließlich konterte Groll der geballten Bildungsmacht des im Theresianum erzogenen Dozenten. „Verehrter Freund! Ihr *name dropping* mit protestantischen Führern beeindruckt mich keineswegs, denn ich kann einen Namen aufbieten, der Ihre verbiesterten Gottesstaatler mit dem Licht der Aufklärung blendet: Georg Christoph Lichtenberg aus Göttingen! Dieser grandiose Naturwissenschaftler und Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gilt nicht nur im deutschen Sprachraum als Großmeister des intelligenten Witzes. Seine berühmten satirischen Texte über die Kupferstiche des englischen Malers William Hogarth kursierten in ganz Europa. In seinen *modern moral subjects,* die eigentlich frühe Comics waren, zeigte Hogarth das Leben von Prostituierten, Wüstlingen oder Ehehändel.[1] Und er tat dies mit Ingrimm und leidenschaftlicher Kritik an den unsozialen Verhältnissen."
Lichtenberg sei mit französischem *Esprit* und dem englischen *wit* verbunden, Letzteres mit scharfem Geist und beißender Erkenntnis assoziiert, dem genauen Gegenteil des deutschösterreichischen Bierzeltspotts, der über Schwächen und Andersartigkeit herzieht wie ein Mähdrescher über das Gelege von Großtrappen.
„Lichtenberg war infolge einer Wirbelsäulenverkrümmung verwachsen, bucklig und von ungewöhnlich geringem Wuchs, ähnlich seinem späteren Leidensgenossen Antonio Gramsci, dem Philosophen und Gründer der italienischen KP hundertfünfzig Jahre später", fuhr Groll fort. Der Dozent setzte eine skeptische Miene auf.
„Im Gegensatz zum schenkelklopferischen Brüllhumor preußischer Machart, wie er heute von dem Comedy-Paar Stermann und Grissemann[2] verkörpert wird, war Lichtenbergs Witz geistreich und scharfsinnig", schloss Groll.
„In Österreich haben Behindertenwitze Konjunktur, in Deutschland florieren Griechenwitze", ergänzte der Dozent. „Eines Samstag Abends im Mai hieß es in einer Comedysendung des ZDF: ‚Ein Angebot in einem Supermarkt: kauf eins, zahl zwei. Muss ein Grieche sein.'"

Der Disput hatte damit geendet, dass sie für den nächsten Tag einen Besuch im Kuriositätenkabinett im Wiener Wurstelprater vereinbarten. Anhand der dort ausgestellten Exponate könne man den Unterschied von Spott, Humor und Witz herausarbeiten, hatte Groll gemeint. Und so fanden die beiden sich anderntags vor dem Platz des Präuerschen Panoptikum im Prater ein. Dort pflegten bis in die 1970er Jahre des vergangenen Jahrhunderts allerlei Kuriositäten an körperlichen Deformationen, aber auch Hinrichtungen und Körperteile ausgestellt zu werden. Längst war das Etablissement geschlossen.

---

[1] G. C. Lichtenberg: Ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche.

[2] Die beiden geben sich als tollkühne Tabubrecher, sind in Wirklichkeit aber nichts als reaktionäre Spötter ohne jegliche intellektuelle Substanz. Dass sie für den größten österreichischen Energiekonzern eine von Einfalt und Plattheiten strotzende Werbekampagne zieren, belegt ihren Status als harmlose Pausenclowns. Während Jaroslav Hašeks Schwejk, Karl Valentins Figuren und Lichtenbergs Verse der Herrschaft am Kopf herumtanzen, bewegen sich die beiden Poseure im verlängerten Rücken der Herrschenden. Niemals werden die Mächtigen attackiert, immer nur die Ausgegrenzten – alte Menschen, Flüchtlinge, behinderte Menschen. Beispiel: „Die Wiener Invalidenstraße soll politisch korrekt umbenannt werden. – Ein Vorschlag: Mongostraße." Schenkelklopfen und Gegröle unter den Zusehern.

„In bürgerlichen Kreisen war es üblich, den Tag der Firmung nach der Spende des Sakraments im Stephansdom den Nachmittag im Wurstelprater zu verbringen“, erinnerte sich der Dozent. „Obwohl meine Eltern mir den Besuch des Kuriositätenkabinetts verboten hatten, gelang es einem Onkel, mich für ein paar Minuten aus dem Gastgarten des Schweizerhauses zu entführen. Er führte mich schnurstracks in das Panoptikum, und was ich dort zur Ansicht bekam, beschäftigte meine zarte Psyche noch jahrelang. Es ist erstaunlich, dass man vor nicht allzu langer Zeit die schröcklichen Exponate mit erstaunlicher Naivität und einer sich darauf berufenden Unschuld betrachtete. Dass körperlich behinderte Menschen dem allgemeinen Publikum zum höchsten Gaudium vorgeführt wurden, sei es durch Wachsfiguren, Fotografien oder ausgestopfte Präparate von Körperteilen, wurde nicht als Diskriminierung, sondern als harmloser Scherz – zwar auf Kosten anderer – aufgefasst. Ich glaube sogar, dass der Begriff Diskriminierung damals in der soziologischen Literatur kaum verwendet wurde. Allenfalls verstand man unter Diskriminierung einen Begriff aus der Statistik oder der Geometrie.“

„Ich weiß“, sagte Groll. „Man versteht darunter die Fähigkeit, aus einem komplexen Hintergrund oder einer Gesamtfigur eingebettete Teilfiguren zu erkennen und zu isolieren.“

„Ich wusste nicht, dass Sie in der Geometrie bewandert sind“, bemerkte der Dozent.

„Ich bin weit davon entfernt, mindestens so weit wie die Hyperbel von der Parabel“, versetzte Groll. „Es ist nur so, dass unser Mathematik-Professor unkonventionelle Methoden bevorzugte. So zeigte er uns anhand von Nacht-Bildern bombardierter Städte im Zweiten Weltkrieg, wie man Flussläufe erkennt. Phosphorbomben setzen nämlich auch Flüsse in Brand. Das Bild brennender Flüsse kennt man aus vielen Kriegen, von Vietnam bis zum Irakkrieg im Frühling 2003, als die USA Bagdad bombardierten und den Tigris in Flammen setzten. Und zur Unterscheidung der Flüsse von den Häuserzeilen verwendete er den Begriff ‚Diskriminierung‘“. Demnach sei es nicht einfach, die Frage nach dem Humor oder dem Witz bei Minderheiten zu beantworten, stellte der Dozent fest. Und Groll gab ihm recht.

„Ich denke, dass die Frage nach dem Humor bei Minderheiten falsch gestellt ist. Es müsste nach der Selbstironie, oder besser noch nach dem Witz gefragt werden, der einer sozialen Gruppe eigen ist, die sich gegen Widerstände aller Art behaupten muss. Das Problem ist, auch der Fragende muss über Witz verfügen. Denn – um es mit Lichtenberg zu sagen: ‚Nichts kann mehr zu einer Seelen-Ruhe beitragen, als wenn man gar keine Meinung hat.‘“

Mit dieser Antwort gab der Dozent sich nicht zufrieden, aber immerhin, es war eine Antwort. Seine Stimmung hellte sich auf, als Groll ihn ins Schweizerhaus einlud. Mit einer höflichen Verbeugung nahm der Dozent an.

NUR DIESE ANZEIGE IST SCHWARZ-WEISS.
DIE WIENER WIRTSCHAFT IST ES NICHT.

SERVICE

NETZWERK DIVERSITY

01/514 50-1070

E diversity@wkw.at
W wko.at/wien/diversity

WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

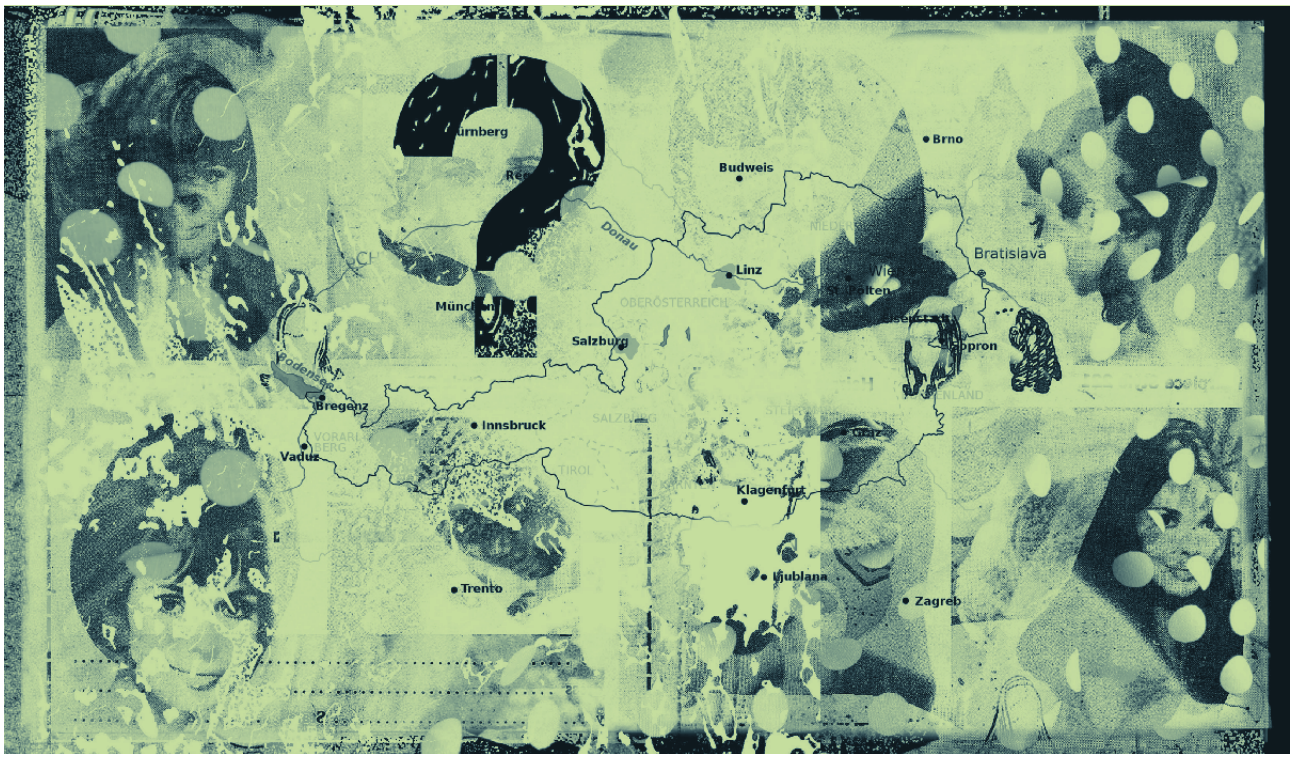
ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

Julia Wiegele

Why should I have come here?

Zwischen Sprachbarriere, Behördenlauf und Alltagsrassismus

Migration aus drei unterschiedlichen Blickwinkeln: **Oscar Yannick Alatorre Muñoz** ist Student aus Mexiko, **Silvia Wojczewski** arbeitet an einem Forschungsprojekt zur Auswanderungs der Gesundheitsarbeiter_innen aus Subsahara-Afrika und **Hanna Klien** ist Mitbegründerin des Vereins „Youth Creating Change - Austria“. **Julia Wiegele** lud sie zu einem Radio-Stimme-Studiogespräch ein.



Das globale Phänomen Migration ist ein hochkomplexes Thema. Je nach Einwanderungsland liegen unterschiedliche politische, soziale und kulturelle Rahmenbedingungen vor, die sich unmittelbar auf die Arbeitsbedingungen und Lebensumstände von Immigranten_innen auswirken. Wir haben versucht, die konkreten Schwierigkeiten und Hürden, mit denen sich Migranten_innen in Österreich herumschlagen müssen, anhand von drei Beispielen sichtbar zu machen.

Genauso wie die vorgefundenen Strukturen im Aufnahmeland, unterscheiden sich auch die Gründe, Wege und Formen der Migration. Doch unabhängig davon, ob es sich um Flucht, Arbeitsmigration oder Auswanderung aufgrund von persönlichen Gründen handelt: Migration ist immer im Kontext von Macht- und Herrschaftsverhältnissen zu denken.

Diese Herangehensweise liegt Hanna Klien, Mitbegründerin und Obfrau des Vereins „YCC Austria“ besonders am Herzen. YCC ist die Abkürzung für „Youth Creating Change“ – den Namen des Partnervereins in Sogakope in Südghana. Der ghanaische Verein realisiert Projekte in den Bereichen Bildung, Gesundheit und sanitäre Infrastruktur, während YCC Austria seit 2009 interkulturelle und antirassistische Bildungsworkshops in Österreichs Schulen anbietet. Die Workshop-Themen reichen von Flucht und Asyl über Vielfalt und Rassismus bis hin zu Entwicklungszusammenarbeit, kritischer Medienanalyse und der Auseinandersetzung mit Afrika jenseits von Klischees.

„Der Grundgedanke von YCC Austria ist es, kritisches Bewusstsein junger Menschen für die Herausforderungen sowie Möglichkeiten in einer globalisierten und multikulturellen Welt zu fördern. Durch die Sensibilisierung der persönlichen Wahrnehmung und dem [sic] Übernehmen von Verantwortung soll ein Beitrag zu einer offeneren Gesellschaft geleistet werden. Wir halten die Reflexion der eigenen Identität sowie gesellschaftlicher und globaler Verhältnisse für eine zentrale Grundlage, um bewusst und verständnisvoll mit Diversität umzugehen“ (aus

[1] Vgl. Christian Geißler (2013): Lernziel universale Weiß-Heit? Ein Plädoyer für die Integration einer rassismuskritischen Perspektive in das Globale Lernen. In: Develop-mental Turn - Neue Beiträge zu einer rassismuskritischen entwicklungspolitischen Bildungs- und Projektarbeit. Hg. v. Berliner Entwicklungspolitischer Ratschlag.

[2] Vgl. Jirovsky et.al (2015): „Why should I have come here?“ - a qualitative investigation of migration reasons and experiences of health workers from sub-Saharan Africa in Austria. In: http://www.biomedcentral.com/1472-6963/15/74

dem Leitbild von YCC Austria). Der antirassistische bzw. rassismuskritische Ansatz geht nicht vom „Anderen“ oder „Fremden“ aus, sondern hinterfragt kritisch die eigene (im österreichischen Kontext meist weiße, zentraleuropäische) Position. Rassismus hat mit den gewachsenen globalen Ungleichheitsstrukturen zu tun, die niemals unabhängig von Macht- und Herrschaftsverhältnissen sind, die diese Strukturen hervorgerufen haben und weiterhin legitimieren. Die koloniale Vergangenheit vieler europäischer Staaten bedingt einen inhärenten strukturellen Rassismus, der weiße Europäer_innen privilegiert und dieses Privileg nach wie vor scheinbar legitimiert. Rassismuskritisches Denken hinterfragt daher die eigene Identität und die eigenen kulturellen und historischen Prägungen.[1] Ein Thema, das im offiziellen Lehrplan sicher oft zu kurz kommt, weshalb sich YCC Austria in der Bildungsarbeit engagiert und vor allem junge Menschen erreichen möchte.

Migration und ihre Folgen sind auch zunehmend Thema wissenschaftlicher Auseinandersetzungen. Silvia Wojczewski, wissenschaftliche Mitarbeiterin des internationalen Forschungsprojekts „HURAPRIM“, das Teil der „Unit Ethnomedizin und International Health“ an der Medizinischen Universität Wien ist, beschäftigt sich mit der Migration von Gesundheitsarbeitern_innen aus Subsahara-Afrika-Ländern nach Europa und mit deren Arbeits- und Lebenssituation in Österreich. Das Projekt bezweckt die Entwicklung von Maßnahmen, um der Abwanderung des gut ausgebildeten Gesundheitspersonals aus afrikanischen Ländern vorzubeugen, in denen ein massiver Mangel an Ärzten_innen und sonstigem Gesundheitspersonal besteht.

Die Ergebnisse der im Rahmen von „HURAPRIM“ durchgeführten Studie „Why should I have come here?“[2] zeigen, dass die meisten Befragten nicht aus beruflichen Gründen, sondern aufgrund von persönlichen Umständen nach Österreich ausgewandert sind. Das umständliche österreichische Anrechnungsverfahren für Diplome und Ausbildungen stellte für Gesundheitsarbeiter_innen eine große Hürde dar und führte dazu, dass die meisten eine zusätzliche Ausbildung machen mussten. Andere fanden keine ihrer Ausbildung entsprechende Arbeit (Phänomen des de-skilling), konnten nicht mehr ihren Beruf bzw. ihre Berufung als Ärzte_innen oder Krankenpfleger_innen ausüben und hatten mit dem Verlust des sozialen Status zu kämpfen. Ohne diese Barrieren würden zweifellos mehr Gesundheitsarbeiter_innen aus afrikanischen Ländern nach Österreich auswandern. Mehrere Studienteilnehmer_innen gaben zudem an, Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus aufgrund der Hautfarbe gemacht zu haben, was wiederum zeigt, wie notwendig die Sensibilisierung für Alltagsrassismus und antirassistische Bildung ist.

Oscar Yannick Alatorre Muñoz kommt aus Mexiko, studiert in Deutschland und macht derzeit ein Erasmus-Semester in Wien. Wir unterhielten uns mit ihm über seine Erfahrungen in Deutschland und in Österreich sowie über die Unterschiede zwischen dem mexikanischen und dem europäischen Bildungssystem. Gute Elementarbildung erreicht in Mexiko nicht die ganze Bevölkerung und ist teilweise sehr teuer, berichtet Oscar. Die Universitäten sind jedoch frei zugänglich und haben in Lateinamerika und international einen sehr guten Ruf, wie z. B. die Universidad Nacional Autónoma de Mexico oder das Instituto Politecnico Nacional, wo er Kommunikations- und Elektronikwissenschaften mit dem Schwerpunkt Akustik studiert hat.

Aufgrund der anfänglichen Sprachbarrieren war Oscar in Magdeburg zunächst als Spanischlehrer tätig und begann erst später das Studium der Theater-, Film und Medienwissenschaft an der Goethe Universität in Frankfurt. In Wien musste er feststellen, dass er aufgrund seines spezifischen Aufenthaltstitels nicht einmal ein unbezahltes Volontariat in Österreich machen darf. Oscars persönliche Erfahrungen spiegeln die Ergebnisse der HURAPRIM-Studie: Die anfangs fehlenden Kenntnisse der deutschen Sprache, das komplizierte Anerkennungsverfahren von ausländischen Abschlüssen und die restriktive Handhabung der Arbeitserlaubnisse für Drittstaatsangehörige bilden die größten Hürden für den beruflichen Weg in Österreich.

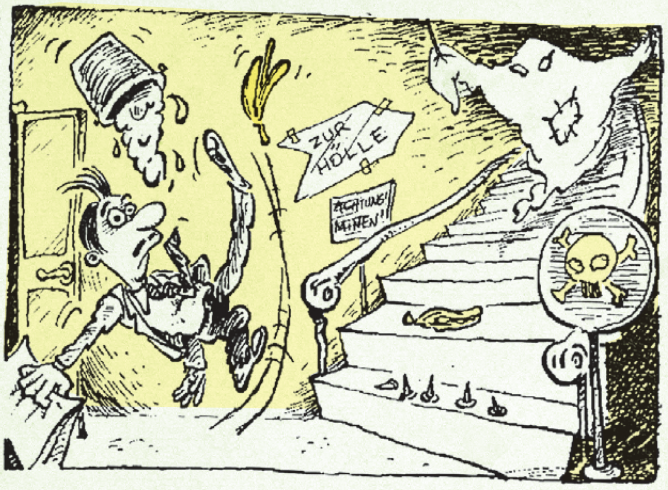
https://yawahiabor.wordpress.com
http://ycc-austria.org
https://www.univie.ac.at/ethnomedicine/
http://www.huraprim.ugent.be/drupal/

Die Sendung „Migrationserfahrungen in Bildung, Beruf und Forschung“ wurde am 21.04.2015 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv www.radiostimme.at abrufbar.

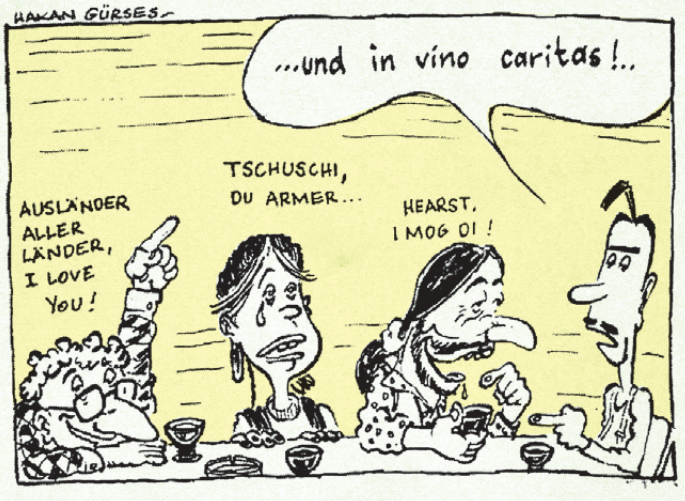
Julia Wiegele ist Redakteurin bei Radio-Stimme und Caja de Guiños.

TSCHUSCHI

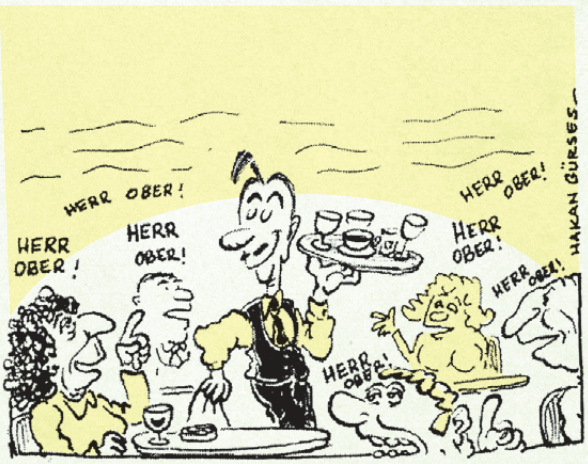
TSCHUSCHI



TSCHUSCHI



TSCHUSCHI



Vida Bakondy

Heimatkunde mit Tschuschi

Wir schreiben das Jahr 1991. In der sozialistischen Wochenzeitung *Salto*, die als Nachfolgeblatt der mit 3. März 1991 eingestellten *Volksstimme* bis 1993 erscheinen wird, tritt in der Ausgabe 11 vom 12. Juli 1991 in der Rubrik *Heimatkunde* erstmals die Figur „Tschuschi" auf.

Tschuschi ist männlich, unbestimmten Alters, vielleicht zwischen Mitte 20 und Mitte 30. Er ist, so erfahren die Leser_innen, „ein Ausländer zweiter Generation … Einer, dem man seine Herkunft ansieht (er ist in Österreich geboren …)". Vermutlich ist Tschuschi Sohn eingewanderter Arbeitsmigrant_innen, darauf verweist nicht zuletzt sein Name, eine positive Umkehrung und Verniedlichung des pejorativ besetzten Schimpfwortes „Tschusch". Auch schon davor, im Jahr 1989, wurde von der Musikgruppe „Tschuschenkapelle" eine strategische Umkehrung des beliebten rassistischen Schimpfwortes vorgenommen.
Politisch und sozial bewegt sich Tschuschi in einer linken, „multikulti"-ausgerichteten Szene und hat vornehmlich österreichische Freund_innen. Überhaupt scheint er in diesen Kreisen der einzige „Ausländer" zu sein, der von seiner österreichischen Clique nicht selten mitleidsvoll betrachtet, bei der Hand genommen oder dem mit Projektionen und Vorurteilen vom „Orientalen" begegnet wird.

Tschuschis Erkennungsmerkmale sind ein dünner Schnauzbart und seine Frisur: eine exaltierte dunkle Haarsträhne, die ihm ins Gesicht fällt. Sein Erschaffer ist der damals seit zehn Jahren in Wien lebende Philosoph, Musiker und Karikaturist Hakan Gürses, der zwischen 1990 und 1993 auch regelmäßig für die ORF-Sendung „Heimat Fremde Heimat" Karikaturen zeichnete. In insgesamt 23 Folgen erzählt Gürses von Tschuschis Alltag in Wien: Tschuschi auf Wohnungssuche, bei der Arbeit, gemeinsam mit seiner Liebsten, auf Besuch bei den Eltern, unter Freund_innen. Wie wir erfahren, hat es Tschuschi – gelinde gesagt – nicht leicht: weder im Alltag noch unter seinen linken Freund_innen.

Wir schreiben eine Zeit, in der das „Ausländerthema" längst zu einem bestimmenden Faktor österreichischer Innenpolitik avanciert ist. Die Debatte um Migration hat seit Mitte der 1980er Jahre den Aufstieg der FPÖ unter Jörg Haider begründet. Im Jahr 1991 wird die österreichische Migrationspolitik nicht mehr – wie in den Jahrzehnten davor – von der österreichischen Sozialpartnerschaft hinter verschlossenen Türen vereinbart. Seit der Novellierung des Fremdenpolizeigesetzes im Jahr 1987 hat sich die Gestaltungskompetenz auch in der Regierung immer mehr vom Sozialministerium ins Innenministerium verlagert. Doch sind es nicht nur die offensichtlich rassistischen Parolen in Wahlkampfzeiten, die Gürses in seinen Karikaturen pointiert zum Thema macht, sondern auch jene Rassismen, die Tschuschis Alltag in Wien begleiten, und die zum Großteil bis heute strukturell verankert sind: etwa im österreichischen Staatsbürgerschaftsgesetz, im Ausschluss vom Wahlrecht oder am Wohnungsmarkt. Die weit verbreitete Inseratenpraxis „keine Ausländer erwünscht" sollte erst mehr als ein Jahrzehnt später, im Jahr 2004, durch die Implementierung von zwei EU-Antidiskriminierungsrichtlinien in einem neuen österreichischen Gleichbehandlungsgesetz juristisch einklagbar werden.

Es ist auch eine Zeit, in der der Multikulturalismus als eine erfolgsversprechende Antwort auf die „Ausländerfeindlichkeit" in Österreich Konjunktur hat und hochgehalten wird. Auch dieser ist beliebte Zielscheibe der Kritik in Gürses' Comicstrip. Er entlarvt die pseudo-antirassistische Haltung und den Paternalismus des Multikulturalismus. Die Qualität von Tschuschi liegt nicht nur im Witz und der Ironie, mit denen er gesellschaftliche Verhältnisse auf den Punkt bringt, sondern auch darin, dass der Zeichner sich nicht nur am rechten Rand der Gesellschaft abarbeitet, sondern den Alltagsrassismus in der Mitte der Gesellschaft und links davon zum Thema macht. Vielleicht ist es auch diese humorvolle, aber scharfe Kritik am linken Multikulturalismus, dem Liebkind der 1990er Jahre, die letztlich das Ende der Tschuschi-Serie in der Zeitung Salto begründet. Tschuschi erscheint bereits am 20. Dezember 1991 zum letzten Mal. Stoff für weitere Folgen hätte es weiterhin zur Genüge gegeben, wie uns die jüngere Geschichte zeigt.

Gaismair-Jahrbuch 2015. Gegenstimmen.
Von: M. Jarosch, L. Gensluckner, M. Haselwanter, E. Hussl und H. Schreiber (Hg.)
Innsbruck – Wien – Bozen: StudienVerlag 2015
232 Seiten, EUR 14,50
ISBN 978-3-7065-5393-3

Gegenstimmen

Seit mittlerweile 15 Jahren dient das Gaismair-Jahrbuch der kritischen Reflexion gesellschaftspolitisch relevanter Themen. Das aktuelle Jahrbuch 2015 greift unter dem Titel „Gegenstimmen" aktuelle Auseinandersetzungen u. a. um Bettelverbote, Prostitution und Gewalt in Behindertenheimen auf.

Im ersten Themenblock der „Gegenstimmen" geht es um das Thema Bettelverbot und die Entstehung stigmatisierender Denkmuster. Die Textbeiträge stammen von ReferentInnen eines Symposiums, in dem es u. a. um künstlerisch-kreative Aufarbeitung des Themas ging. Thematisiert werden Armutswahrnehmung, die öffentliche Erregung rund um das Betteln, Bettelverbote sowie Rechtshilfe für betroffene Menschen.

Der zweite Teil setzt sich mit Prostitution auseinander. Die AutorInnen hinterfragen am Beispiel der Prostitution die existierenden Macht-, Herrschafts- und Geschlechterverhältnisse. Ein spezieller Fokus liegt auf nationalen Kontexten sowie auf Erfahrungen einer Sexarbeiterin.

Protest am Land ist Thema des dritten Blocks. Da der Artikulation von Gegenstimmen im ländlichen Raum viel zu wenig analytische Beachtung zukommt, wird am Beispiel des Protests von ErntehelferInnen, der Proteste anlässlich der Einstellung des Direktzugs Lienz-Innsbruck sowie des zivilgesellschaftlichen Widerstands gegen ein privates Eliteschulprojekt gezeigt, in welch vielfältigen Formen sich ländlicher Protest manifestieren kann.

Der vierte Themenblock greift das lange Zeit nicht öffentlich diskutierte Thema der Gewalt in Behindertenheimen auf. Die Textbeiträge diskutieren kritisch das Fürsorgeprinzip und die medizinische Herangehensweise – wirkmächtig einem halbherzig umgesetzten menschenrechtsorientierten Ansatz gegenüberstehend, der nach wie vor zur Segregation in Heimen und Werkstätten führt. Zwei Erfahrungsberichte in Bezug auf Gewalt gegen Menschen mit Behinderungen in Heimen zeigen deutlich, wie schwer es immer noch ist, Rechte einzufordern.

Der fünfte und letzte Themenblock mit dem Titel „Eigensinnig und widerständig" beschäftigt sich auf verschiedenen historischen Ebenen mit unterschiedlichen Formen des Widerstands, beginnend beim Nationalsozialismus bis hin zur zukünftigen psychosozialen Versorgung von Kindern und Jugendlichen.

Der Abschnitt „Literatur" bildet den Abschluss des Jahrbuchs. Unter dem Motto, dass Literatur – vor allem jene abseits des Mainstreams – nichts anderes ist als eine Gegenstimme, schließt sich der Kreis der Diskussion und Analyse unterschiedlicher Formen von Gegenstimmen.

Das Gaismair-Jahrbuch 2015 vermag es, vielfältige Formen von Gegenstimmen, also von Widerstand, darzustellen und aufzuzeigen: Gegenstimmen zu herrschenden, oftmals unreflektierten gesellschaftspolitischen Ansichten zu Menschengruppen werden ebenso thematisiert wie das Formulieren von Gegenstimmen aus Betroffenenperspektiven. Auf diese Weise gelingt es den AutorInnen nachhaltig deutlich zu machen, wo Widerstand notwendig ist, wo er gelebt und wie er oftmals erschwert wird.

Ursula Naue

Nach der Migration.
Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft.
Von: Erol Yıldız und Marc Hill (Hg.)
Bielefeld: Transcript 2014
298 Seiten, EUR 29,99
ISBN 978-3-8376-2504-2

„Nach der Migration" und noch mitten drinnen

Migration bewegt die Forschung. Migration bewegt die Stadt. Migration bewegt den Kulturbetrieb. Unter diesen drei Kapiteln gibt der Sammelband Impulse für eine kritische Migrationsforschung und diskutiert die Beiträge der Migration zur Stadtentwicklung und Urbanität sowie die Reaktionen der Kultureinrichtungen auf migrationsbedingte Veränderungen.

Die Beiträge im Sammelband „Nach der Migration" untermauern mit Erkenntnissen aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, praktischen Kontexten sowie theoretischen wie empirischen Befunden den Vorschlag, „Postmigration" als eine emanzipatorische Perspektive in Theorie und Praxis anzuerkennen und zu nutzen. In Analogie zum Postkolonialismus signalisiert das „Postmigrantische" eine Umkehr der Handlungsinitiative und Blickrichtung auf Geschichte und Gegenwart, auf Nationalstaat und Stadt, auf Alltag und Kultur. Mit dieser Umkehr werden Rollen und Positionen in Theorie und Praxis neu besetzt, und die passiven Objekte von Forschung oder Politik werden dadurch zu handlungsfähigen Subjekten aufgebaut. Mit diesem Kurswechsel rücken die Sichtweisen, Anliegen und Ansprüche jener ins Zentrum, die erzwungenerweise eine Rand-existenz fristen – seien es die Subalternen in der Weltperipherie oder MigrantInnen in den Weltmetropolen.

Die Autonomiezugewinne durch „Postmigration" als Erkenntnis-perspektive, als politisches Programm oder als alltägliches Handlungsrepertoire legen aber erst richtig an Bedeutung zu in Hinblick auf empirische Zustände und Lebensrealitäten, die sich nicht „nach der Migration" abspielen, sondern sich „mitten drinnen" in der migrationsgesellschaftlichen Wirklichkeit befinden.

Wird der Band mit der Erwartung gelesen, den ungelösten Spannungen zwischen den emanzipatorischen Durchbrüchen der „Postmigration" und der empirischen Persistenz, der historischen Kumulativität und den strukturellen Zwängen der Migration auf die Spur zu kommen, diese zu analysieren sowie kritisch, theoretisch, utopisch abzuhandeln, dann bietet diese von Erol Yıldız und Mark Hill herausgegebene Neuerscheinung viele inspirierende und neue Erkenntnisse und Sichtweisen an.

Die gelegentliche Anfälligkeit mancher AutorInnen für die Möglichkeit, mit „Postmigration" die nächste Wende *between the posts* bzw. den neuesten Schrei der *science fashion* der kommenden Jahre auszurufen, kann den kraftvollen und inspirierenden Eindruck nicht trüben, den dieser kompetent und engagiert komponierte Sammelband macht.

Radostin Kaloianov

Das Schweigen brechen

„Mein Weg vom Kongo nach Europa“ ist eine autobiografische Erzählung. Sie berichtet über politischen Aktivismus, staatliche Repression und eine gewaltvolle und schier endlose Flucht durch einen halben Kontinent.

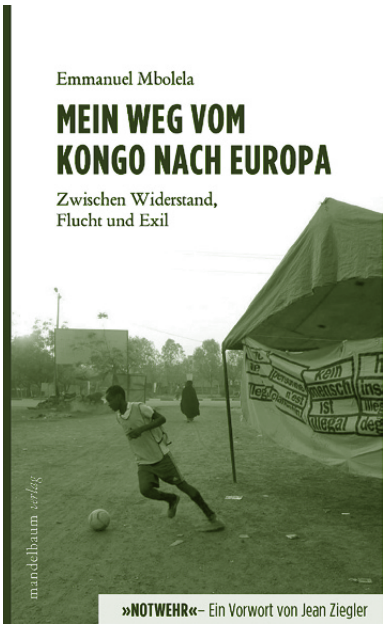
Der Band ist aber deutlich mehr: Er erzählt nicht nur über die Bedingungen der Flucht – über Polizeiwillkür, ausbeuterische Verhältnisse und sexualisierte Gewalt –, er berichtet auch über Solidarität, migrantische Selbstorganisation und den gemeinsamen Kampf um die eigenen Rechte. Er schildert die Auswirkungen der europäischen Grenzpolitik auf den afrikanischen Kontinent und die zweifelhafte Rolle, die internationale Organisationen dabei spielen.

Mit einem kurzen Abriss über die Geografie, die Geschichte und die politischen Verhältnisse im Kongo beginnt Emmanuel Mbolelas Erzählung für einen autobiografischen Text eher ungewöhnlich. Gleichzeitig macht gerade dieser Beginn die Stoßrichtung des Bandes deutlich: Mbolela geht es in erster Linie nicht darum, seine eigene (Flucht-)Geschichte zu erzählen. Er will politische Zusammenhänge aufzeigen und auf den Kontext hinweisen, in den seine Biografie, wie die unzähliger anderer, eingebettet ist.

Das Regime im Kongo zwingt den politischen Aktivisten, der sich als Student im gewaltfreien Widerstand gegen die Diktatur engagiert, das Land zu verlassen. Seine Flucht führt ihn quer durch die Sahara bis nach Marokko. Ein Zufall trennt ihn von seiner Reisegruppe und verhindert, dass er mit einem Boot nach Spanien übersetzt. Vier Tage später erfährt er von einem Bootsunfall und sieht im Fernsehen die toten Körper seiner Mitreisenden im Wasser treiben. Gleichzeitig zeigt sich für Mbolela immer deutlicher, dass auch das UNHCR den menschenverachtenden Bedingungen, denen Flüchtlinge unterworfen sind, in vielen Fällen willen- bis machtlos gegenüber steht und die ausgestellten Dokumente keinen Schutz vor polizeilicher Willkür und Abschiebung bieten. „Entweder wir akzeptierten die Ungerechtigkeit, die Misere und das Leiden. Oder aber wir nahmen unser Schicksal in unsere eigenen Hände und entschlossen uns zu kämpfen“. Mbolela gründet eine Selbstorganisation kongolesischer Flüchtlinge in Marokko. Die Gruppe organisiert Demonstrationen vor dem UNHCR-Büro in Rabat, um lautstark auf die Lage der Sans Papiers aufmerksam zu machen und eine politische Lösung einzufordern. Sie versucht, Flüchtlingen in akuten Notsituationen konkrete Hilfe anzubieten oder bietet schulische Bildung für die Kinder von Flüchtlingen.

Mbolela kann schließlich in die Niederlande ausreisen. Seine Flucht scheint in Europa zu einem Ende gekommen zu sein. Nicht aber Rassismus und Ungerechtigkeit, die ihm hier in ausbeuterischen Arbeitsbedingungen widerfahren. Aber auch nicht sein Kampf um Gerechtigkeit, den er in Europa als Aktivist weiterführt. Als authentische „Stimme für die Stimmlosen“ möchte er das „Schweigen über die Konsequenzen der herrschenden Politik brechen.“ Dieses Buch ist ein wichtiger Beitrag dazu.

Gerd Valchars



Mein Weg vom Kongo nach Europa.
Zwischen Widerstand, Flucht und Exil.
Von Emmanuel Mbolela.
Wien: mandelbaum 2014.
220 Seiten, EUR 14,90
ISBN 978385476-456-4

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG

stimme 96»

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Menschenrechte und Minderheiten

Im vergangenen Jahr startete Wien einen Prozess, der die Stadt zum internationalen Vorbild in Fragen der Menschenrechte machen soll. Im Dezember 2014 beschloss der Wiener Gemeinderat eine Deklaration, mit der sich Wien als Stadt der Menschenrechte positioniert und seine Absicht erklärt, die Sensibilität für die Menschenrechte in allen Teilen der Gesellschaft zu fördern. In der Herbstausgabe der Stimme berichten wir von Projekten zur Umsetzung der Menschenrechte im Wiener Alltag und gehen der Frage nach, was Menschenrechte für die einzelnen Minderheitengruppen bedeuten.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.
Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der **Initiative Minderheiten** bekommen Sie die **stimme** kostenlos.
Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

- ☐ **Ich möchte ein stimme-Jahres-Abo bestellen**
- ☐ **Ich möchte ein stimme-Zweijahres-Abo bestellen**
- ☐ **Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden**
- ☐ **Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden**

Vorname(n):

Nachname(n):

Adresse:

E-Mail:

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:
Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-
Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-
Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-
Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Aboverwaltung: **Kai Kovrigar**
Tel. & Fax: (+43 1) 9669001
abo@initiative.minderheiten.at
www.initiative.minderheiten.at
www.zeitschrift-stimme.at

Bankverbindung **Initiative Minderheiten: BAWAG** | Kontonummer: **01210600910** | BLZ: **14000** BIC: **BAWAATWW** | IBAN: **AT321400001210600910**

BUNDESPRESSEDIENST ÖSTERREICH

Sie fragen, wir antworten.

- Über die Arbeit der Bundesregierung
- Alles zum Thema Europäische Union
- Unterstützung und Beratung bei Amtswegen

Bürgerinnen- und Bürgerservice

Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien

Servicetelefon 0800 222 666 (gebührenfrei)
Montag bis Freitag: 8 – 18 Uhr

service@bka.gv.at
bundeskanzleramt.at

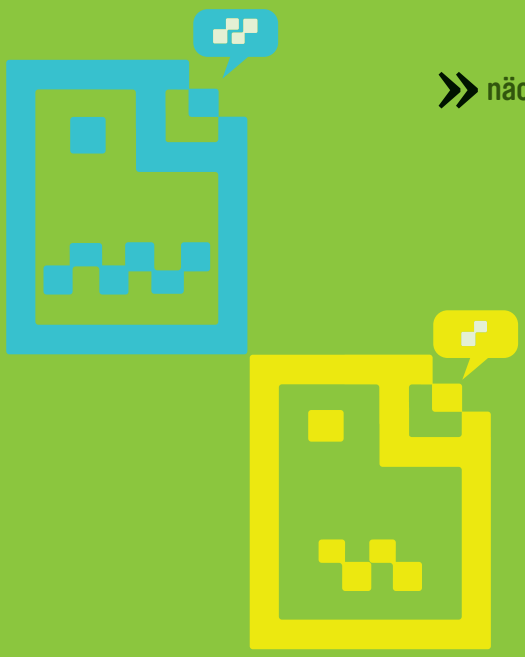
Servicezentrum HELP.gv.at

Informationen, Beratung und Unterstützung zu E-Government, Handy-Signatur und Bürgerkarte

Ballhausplatz 1 (Eingang Schauflergasse), 1010 Wien
Montag bis Freitag: 9 – 17 Uhr

help.gv.at

ENTGELTLICHE EINSCHALTUNG



» nächste stimme erscheint im Oktober 2015

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 95 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 02Z031717 S | Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287

BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH
KUNST

BM BF

bmwfj
Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN KULTUR

kultur burgenland

tirol Unser Land